1,60 DM / Band 217
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Die Hexeninsel

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- Lm. / Spanien P 80



Die Hexeninsel

John Sinclair Nr. 217

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 31.08.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Hexeninsel

Sie stand vor mir, und in ihren Augen lag ein Glanz, wie ich ihn nie bei ihr gesehen hatte. Kalt, grausam, - tödlich.

»Rühr mich nicht an, John Sinclair!« schrie sie mit einer Stimme, die mir eine Gänsehaut über den Rücken trieb. »Rühr mich nicht an, oder du wirst es bereuen, du verdammter Bastard!«

Dumpf und drohend kamen die Worte aus ihrem Mund. Eine fremde Stimme, aber eine Stimme, dich ich kannte, mir sehr gut gemerkt hatte und nie vergessen würde. Die Stimme des Rippers!

Und diese Stimme drang aus dem Munde einer Freundin, meiner besten Freundin, der Privatdetektivin Jane Collins. Der unheilvolle Geist des Rippers war in sie gefahren und hatte von ihr Besitz ergriffen. Jane war nicht mehr sie selbst, ein anderer hielt sie so fest in seinen Krallen, daß er sie wohl nie mehr loslassen würde. Ich stand vor ihr wie ein begossener Pudel, drehte dann den Kopf und warf einen hilfesuchenden Blick auf Suko. Mein Freund und Partner war ebenso schockiert wie ich. Er lehnte an dem Bentley und war hilflos wie nie in seinem Leben. Genau wie ich.

Gegen Vampire, Werwölfe oder Ghouls hätten wir es aufgenommen, da wußten wir, wie wir uns zu verhalten hatten, aber ich konnte Jane Collins doch nicht mit dem Kreuz attackieren, das war unmöglich. Vielleicht hätte ich ihr irreparable Schäden zugefügt, denn so bestand noch die Hoffnung, daß sie sich irgendwann wieder änderte oder wir den unheilvollen Geist aus ihrem Körper treiben konnten.

Dabei hatten wir gehofft, den Ripper zu besiegen. Ein Irrtum, wie wir nun merkten. Er war zurückgekehrt, so wie er es mir damals versprochen hatte, als ihn die Polizisten und Sargträger in der Totenkiste an mir vorbeitrugen. Wir hatten den Geist des Rippers nicht vernichten können, er lebte nach wie vor weiter und hatte einen neuen Gastkörper gefunden. Ausgerechnet Jane Collins!

Diese Erkenntnis warf mich fast um, machte mich nervlich fertig und war schlimmer als das vorher Erlebte. Jetzt standen wir uns gegenüber, starrten uns an und wußten, daß wir Feinde waren.

Vielleicht Todfeinde?

»Jane…«, versuchte ich es abermals und erhielt direkt die passende Antwort.

»Sprich mich nicht an, du Hund!« Dumpf dröhnte es aus ihrem Mund, und das sonst so hübsche Gesicht verzog sich zu einer Fratze.

»Sei vernünftig, Jane.«

»Nein. Ich will nicht!« Sie schrie mich an, schüttelte den Kopf, und ihre Haare flogen wie ein blonder Wirbelsturm um den Kopf. Normalerweise hätte sie frieren müssen, so wie sie dastand, in dem dünnen Kleid mit dem tiefen Rückenausschnitt, aber sie spürte die Kälte nicht. Ein anderer beherrschte sie, ein Geist, ein schlimmer Dämon, der die Kontrolle über sie besaß. Freiwillig würde er aus Jane nicht hinausfahren! So weit war ich mit meinen Gedanken gelangt und hatte auch beschlossen, umzudenken.

Ja, das mußte ich. Ich konnte es mir nicht mehr leisten, Jane so zu betrachten wie früher.

»Wenn du nicht kommst«, sagte ich, »dann werde ich dich holen, Jane Collins!«

Meine Worte schwangen ihr entgegen, doch sie beeindruckten sie überhaupt nicht.

»Holen willst du mich?« höhnte sie. »Nein, mich kannst du nicht holen, ich bin der Ripper, der Ripper, hörst du? Und ich werde sein Erbe weiterführen!«

Als sie das sagte, begannen ihre Augen noch mehr zu leuchten, und ich glaubte, einen kalten Hauch zu spüren, der mich traf. Sie war jetzt der Ripper!

Nur allmählich ging mir auf, was das eigentlich bedeutete. Jane Collins - der Ripper. Sie würde morden, sie würde das Messer benutzen, weil sie nicht anders konnte und der dämonische Geist des anderen es ihr befahl. Mein Gott!

Auf keinen Fall konnte ich es so weit kommen lassen. Dagegen mußte ich etwas unternehmen. Jane Collins durfte nicht frei herumlaufen, weil sie eine Gefahr für die Menschheit darstellte. Eine Gefahr für die Menschheit!

Dieser Begriff war mir eben eingefallen, und darüber erschrak ich selbst. Jane eine Gefahr! Ausgerechnet sie, die die Menschheit bisher mit allen Kräften unterstützt hatte?

Und wenn wir sie in ein Gefängnis, eine Anstalt oder einen ausbruchsicheren Raum steckten? Damit mußte unter Umständen etwas zu erreichen sein. Ich würde mich Tag und Nacht um sie kümmern, bis wir ihr diesen verfluchten Dämonengeist ausgetrieben hatten!

Wie das geschehen sollte, darüber dachte ich jetzt noch nicht nach. Vielleicht hätte ich durchgedreht. So wollte ich erst einmal alles in die Wege leiten.

Leicht geduckt stand sie vor mir. Wie ein Tier erschien sie mir, als sie mich fixierte, und ich warf einen schnellen Blick über die Schulter zu Suko hin.

»Soll ich…?« fragte er.

»Nein, ruf du einen Wagen an. Einen Krankenwagen - und zwar ausbruchsicher…«

Mein Partner erschrak, denn er hatte verstanden, was ich damit meinte. Sofort tauchte er in den Bentley, und dann hörte ich Jill schreien.

»Da, sie rennt weg!« Blitzschnell fuhr ich herum.

Das Mädchen hatte nicht gelogen. Jane war raffiniert. Sie hatte meine Unaufmerksamkeit eiskalt ausgenutzt. Ihr durchtrainierter Körper streckte sich, und sie rannte den Weg hoch, den wir gekommen waren. Wollte sie etwa zum Schloß?

Ich versuchte es noch einmal im Guten, obwohl es sicherlich keinen Sinn hatte.

»Stehenbleiben!« brüllte ich. Jane drehte sich nicht einmal um. Sie hatte mich zwar gehört, aber das kümmerte sie nicht.

Sie war jetzt eine andere. Der unselige Geist des Rippers trieb sie

voran, und er beflügelte ihre Schritte. Sie war sehr schnell, so daß sie ihren Vorsprung zu Beginn sogar noch ausweiten konnte und ich das Nachsehen hatte.

Suko rief etwas hinter mir her, was ich jedoch nicht verstand. Ich wollte nur weiter und Jane Collins fangen, bevor sie Unheil anrichtete und womöglich andere Menschen tötete.

Wie von Furien gehetzt jagte sie weiter. Ihr langes Haar flatterte und erinnerte mich an ein gelbes Tuch. Dann erreichte sie die Gabelung. Wenn sie jetzt schräg links weiterlief, dann gelangte sie zur Burg, doch sie schlug die andere Richtung ein und rannte scharf nach rechts weiter.

Dieser Weg führte in das nachgebaute Soho des letzten Jahrhunderts. Dort war es leichter für sie, sich zu verstecken, denn die zahlreichen schiefen und dicht nebeneinanderstehenden Häuser boten ausgezeichnete Unterschlupfmöglichkeiten.

Aus diesem Grunde legte ich noch mehr Tempo zu. Laufen konnte ich, und ich war auch schneller als Jane. Zudem wies mir ihr helles Haar trotz der Dunkelheit den Weg, der momentan ein wenig bergab führte und in die nachgemachte Stadt mündete.

Dann war sie verschwunden. Ich sah ihr Haar nicht mehr. Aus vollem Lauf stoppte ich, dachte nicht mehr an das alte Kopfsteinpflaster, das sich durch die Feuchtigkeit der Nacht mit einem rutschigen Film überzogen hatte, und fiel hin. Über die Schulter rollte ich mich ab, sprang sofort wieder auf die Füße und schaute mich um.

Jane konnte überall stecken. Rechts und links drängten sich die nachgebauten, engen Häuser. Sie standen dort wie eine schiefe Wand, die zahlreiche Eingänge, Vorbauten und Fensterlöcher aufwies. Das alte Soho aus dem letzten Jahrhundert, Schlupfwinkel für den Ripper, den echten, und auch der heutige hatte sich diesen Stadtteil zweimal als Wirkungsstätte ausgesucht. Ich durfte nicht näher darüber nachdenken, daß er sich ausgerechnet Jane Collins als neuen Wirtskörper genommen hatte. Das war nicht zu fassen, aber eine Tatsache. Jane und ich waren jetzt Feinde. Wie sie mir gegenübergestanden und mich angefahren hatte, konnte es keinen Kompromiß zwischen uns beiden geben.

Suchend ließ ich meine Blicke kreisen. Weit konnte sie nicht gelaufen sein. Sie war ziemlich plötzlich verschwunden, deshalb hatte sie sich meiner Ansicht nach nur in der unmittelbaren Umgebung versteckt.

Ich starrte auf die ersten Häuser. Schon einmal hatte ich einige Bauten durchsucht, jetzt stand mir das Spiel wieder bevor. Mittlerweile hatte sich der Nebel noch mehr verdichtet. Er trieb über die Straße und kroch in dünnen Bahnen an den Hauswänden hoch. Ich sah die leichten Mädchen, die an den Laternen lehnten. Wachspuppen, provozierende Haltungen einnehmend. Wer es nicht wußte, konnte sie

zumindest aus dieser Entfernung für echt halten.

»Jane!« Ich wollte ihr noch eine Chance geben, sich zu zeigen und vielleicht alles friedlich zu regeln.

Sie antwortete nicht, obwohl sie mich gehört haben mußte. Die Detektivin mit dem Geist des Rippers wollte mit mir nichts mehr zu tun haben. Höchstens als Feind.

So und nicht anders sah es aus, und auch ich mußte mich innerlich darauf einstellen, daß wir beide uns vorerst nicht mehr als Freunde gegenüberstanden.

Sollte sich Jane irgendwo eine Waffe besorgen können, um gegen mich anzugehen, wurde es kritisch. Ihre Handtasche hatte sie nicht bei sich gehabt, aber in den Häusern gab es genügend Gegenstände, die sich als Waffe eigneten. Deshalb war ich sehr vorsichtig, als ich an der linken Straßenseite ein Haus betrat. Die Tür ließ sich zwar öffnen, doch sie quietschte in den Angeln, und dieses Geräusch paßte mir überhaupt nicht. Ich verzog das Gesicht, als hätte ich Essigwasser getrunken.

Die Tür ließ ich einen Spalt breit offen, als ich den Namen meiner Freundin rief.

Meine Stimme hallte im Haus nach, mehr geschah nicht. Falls sich Jane in dem Bau aufhielt, dann hatte sie sich gut versteckt. Wie alle Bauten aus der alten Zeit war auch dieses Haus sehr schmal. Noch enger war die Treppe. Holzstufen, die mir ziemlich brüchig schienen und vor denen man Angst haben konnte, sie zu betreten.

Ich tat es trotzdem, denn in den zwei unteren Räumen fand ich nichts. Auch oben nicht, wobei ich jedesmal einen Blick durch ein Fenster auf die Straße warf. Es konnte schließlich sein, daß sich Jane auf der Straße aufhielt. Dort ließ sie sich nicht blicken.

Auch die nächsten drei Häuser durchsuchte ich mit dem gleichen negativen Erfolg.

Beim fünften Haus endlich hatte ich Glück. Eigentlich war es auch nur ein Zufall, daß ich die Spur entdeckte. Direkt hinter der Schwelle sah ich einen noch feuchten Fußabdruck auf dem Holz.

Er stammte von einem Damenschuh!

Plötzlich spannten sich meine Nerven. Ich konzentrierte mich darauf, Jane Collins in diesem Haus zu finden, holte tief Luft und schob mich durch den engen, düsteren Flur. Bei den vorher durchsuchten Häusern hatte ich die kleine Lampe angeknipst. Hier ließ ich sie aus und bewegte mich im Finstern weiter. Umrisse konnte ich erkennen, und ich hörte auch über mir das Knarren von Fußbodendielen. Dort bewegte sich jemand. Für mich gab es keinen Zweifel, daß es sich dabei nur um Jane Collins handeln konnte. Jemand anderer hatte das Haus vor mir nicht betreten.

Um meine Lippen zuckte ein hartes Lächeln, als ich mich so leise wie

möglich der schmalen Treppe näherte. Leider hatte ich mit der Tücke des Objekts zu kämpfen, und bei mir ging es ebenfalls nicht lautlos ab. Das Knarren der Dielen mußte auch oben zu hören gewesen sein.

Jane reagierte nicht. Sie hielt sich still, und so gelang es mir, die ersten Stufen zu nehmen. Ich zählte sie automatisch mit und war bei der Zahl vier angelangt, als ich über mir das Rollen und auch Poltern hörte.

Augenblicklich blieb ich stehen, duckte mich und richtete meinen Blick nach oben in die Dunkelheit. Genaues konnte ich nicht erkennen, nur einen unförmigen Schatten, der das Poltern verursachte.

Aber der Schatten stand nicht still. Er setzte sich in Bewegung, rollte über die Stufen und dabei genau auf mich zu…

***

Der Schatten nahm fast die gesamte Breite der Treppe ein. Mit Schrecken erkannte ich, daß er mich von den Beinen reißen und zermalmen würde, wenn ich nicht auswich. Mit einem gewaltigen Satz warf ich mich aus dem Stand zurück, gab mir noch mehr Schwung, hörte das Rollen und harte Aufschlagen des Gegenstands und dazwischen ein rauhes, widerliches Lachen, das nur von einem Mann stammen konnte, aber von einer Frau ausgestoßen wurde.

Dann krachte ich gegen die Tür und hämmerte sie so hart ins Schloß, daß das Holz nachzitterte.

Dann hatte mich der Schatten erreicht. Im letzten Moment sah ich, worum es sich bei ihm handelte. Es war ein gewaltiges Faß, das dort oben gestanden haben mußte. Ich konnte nicht mehr ausweichen. Die Geschwindigkeit des Gegenstandes war zu groß, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als mich so klein wie möglich zu machen.

Trotzdem wurde ich getroffen. Zwar begrub mich das Faß nicht unter sich, aber an der Schulter spürte ich den harten Aufprall, der mir den Atem raubte. Dann schien etwas vor meinem Kopf zu explodieren, dabei war es nur der Gegenstand, der gegen die Tür gewuchtet war, zurücksprang und langsam zur Ruhe kam. Da hatte ich noch einmal Glück gehabt.

Aber es blieb nicht beim Faß. Da erschien noch jemand, um sich vom Erfolg seiner Bemühungen zu überzeugen. Jane Collins!

Die unheimliche Kraft des Rippers trieb sie an. Sie leitete ihre Aktionen, und Jane Collins war schnell wie ein Wiesel. Ihre Füße polterten über das Holz, sie nahm die Treppe mit langen Schritten, und die Echos dröhnten in meinen Ohren. Dazwischen vernahm ich das böse Lachen, und ich versuchte verzweifelt, auf die Füße zu gelangen, was gar nicht so einfach war, denn das verdammte Faß hatte mich zwischen sich und der Wand eingeklemmt. Als Jane die Treppe hinter sich gelassen hatte, stieß sie einen Laut aus, den ich bei

ihr noch nie gehört hatte. Es war eine Mischung zwischen Keuchen und Knurren, triumphierend anzuhören. Sie schien sich zu freuen, daß es mir nun an den Kragen ging.

Ich setzte all meine Kraft ein und bewegte das schwere Holzfaß so, daß es in Janes Richtung rollte.

Mein Glück, denn Jane war so mit sich selbst beschäftigt, daß sie gegen das Faß fiel, ihr Gleichgewicht verlor und nach vorn kippte, mir quasi entgegen.

Es tat mir in der Seele weh, nach ihr zu schlagen, doch es blieb mir keine andere Möglichkeit. Trotzdem schlug ich nur mit gebremstem Schaum. Aber Jane legte mich rein. Sie hatte blitzschnell den Kopf zur Seite genommen, so daß meine Faust nicht sie, sondern nur das Faß traf.

Der Aufprall dröhnte in meinen Ohren, und im nächsten Moment stemmte sich Jane mit ihrem Körpergewicht gegen das Faß, drückte es zurück, überraschte mich damit und klemmte mich fest.

Der wütende Fluch erstickte mir auf den Lippen. Im Rücken spürte ich die Tür, vor mir drückte das Faß gegen meine Brust, und über der seitlichen Rundung sah ich Janes verzerrtes Gesicht. Aber ich sah noch mehr.

Das Flimmern rechts neben ihrem Kopf. Wie aus dem Nichts entstand etwas, vor dem ich eine gewaltige Angst hatte. Das Messer des Rippers.

Es materialisierte sich in Janes Hand. Sie umklammerte hart den Griff, die Spitze zeigte nach unten, und die Detektivin würde keinen Moment zögern, mir die Klinge in den Hals zu stoßen…

***

Jill hatte wieder zu weinen begonnen. Immer wieder sprach sie von Muriel, deren Leben der Ripper ausgelöscht hatte, und sie warf des öfteren einen Blick auf den Toten. Noch immer lag der Nachtwächter verkrümmt auf dem kalten, feuchten Boden. Suko hoffte, daß die Mordkommission bald eintreffen würde. Er selbst stand auch wie auf heißen Kohlen. Viel lieber wäre er mit John Sinclair gegangen, als hier zu warten, dennoch sah er ein, daß einer am Wagen bleiben mußte.

»Setzen Sie sich in den Bentley«, sprach der Chinese das junge Mädchen an.

Jill nickte. Suko platzierte sie in den Fond, wo sie sich anlehnte und aus großen, verheulten Augen ins Leere starrte. Bestimmt war sie völlig fertig. Hinter ihrer Stirn mußte es wie in einem Kreisel zugehen. Hinzu kam die Sucht nach dem Rauschgift, und als sie den Kopf hob, um Suko anzuschauen, da sah der Chinese ihren nahezu gierigen Blick.

Er schüttelte den Kopf, denn er wußte, was folgen würde. Trotzdem versuchte Jill es.

Da sich Suko durch die offene Tür in den Fond gebeugt hatte, streckte sie den Arm aus, und die fünf Finger ihrer rechten Hand krallten sich in den Stoff von Sukos Jacke.

»Nur einen Schuß«, flüsterte sie. »Nur einen kleinen Schuß…«

»Nein, Jill.«

Ihre Stimme wurde weinerlich. »Nur ein bißchen, bitte - gib es mir. Zum letzten Mal, dann nehme ich keinen mehr. Ich schwöre es!«

»Jill, ich habe keinen Schuß.«

»Du lügst. Du Hund lügst.« Sie begann zu schreien und zu toben. »Du willst mir nur nicht…«

Sie verschluckte sich. »Krepieren lassen willst du mich. Einfach umbringen. Das wollt ihr doch alle, ihr verdammten Kerle!«

Jill bäumte sich auf, dann fiel sie wieder zurück und begann zu schluchzen. Das Mädchen war am Ende. Sie mußte dringend in ärztliche Behandlung.

Hoffentlich schicken sie den Notarztwagen auch mit, dachte Suko. Bestellt war er und nicht nur für Jill, sondern auch für Jane.

An sie dachte der Chinese wieder, und er fragte sich, ob John Sinclair es geschafft hatte, sie zu stellen.

Dann wurde er abgelenkt, tauchte aus dem Wagen und hörte das Jaulen der Sirenen jetzt deutlicher. Er schaute nach rechts und sah den zuckenden Schein in der Dunkelheit.

Die Wagen kamen.

Suko atmete auf. Endlich konnten sich die Spezialisten um Jill kümmern, die ihren Kopf gedreht und das Gesicht gegen die Innenwand der Scheibe gepreßt hatte.

Sie mußte schlechte Erfahrungen mit Polizisten gemacht haben, denn sie warf sich hin und her und schaute Suko flehend an. »He, Mann, lassen Sie mich gehen! Die Bullen, die…«

»Du bleibst.«

Jill sah ein, daß sie mit Worten nichts erreichen konnte, und ließ Taten folgen. Kraftvoll stieß sie den Wagenschlag auf und wollte verschwinden.

Suko war mit wenigen Schritten um den Bentley herum und erwischte Jill, als sie ihren Fuß nach draußen setzte. Was dann folgte, war eine wütende Schimpfkanonade, die auch nicht abbrach, als beide im Scheinwerferlicht der heranrollenden Fahrzeuge gebadet wurden. Mit einer Hand hielt Suko Jill fest, mit der anderen winkte er. Er war froh, wenn er das kreischende, zappelnde und beißende Bündel Mensch endlich los war. Zwei Uniformierte beschäftigten sich mit Jill, während der Chef der Mordkommission ein Gesicht zog, als hätte es drei Wochen ununterbrochen nur geregnet.

Er kannte Suko, denn vor einigen Stunden waren er und seine Spezialisten ebenfalls mit der Untersuchung beschäftigt gewesen.

»Da haben Sie uns ja wieder was eingebrockt«, knurrte er.

»Aber diesmal ist die Leiche vorhanden.«

»Habe ich schon gesehen. Und wer ist es?«

»Namentlich kenne ich den Toten nicht«, erklärte der Chinese. »Aber ich glaube, daß er hier als Nachtwächter arbeitete. Er trägt die entsprechende Kleidung.«

»Dann wollen wir mal sehen.«

Die Männer der Mordkommission schwärmten aus. Jeder hatte seine genaue Aufgabe.

Suko fühlte sich als Störenfried.

Sein Blick flog immer wieder zum Tor hin. Dahinter mußten sich Jane und John befinden. Er wäre jetzt gern bei ihnen gewesen.

»Was ist eigentlich mit der Kleinen da?« wollte der Chiefinspektor wissen.

»Wir haben sie im Park aufgelesen. Bei ihrer Freundin sind wir zu spät gekommen. Sie finden ihre Leiche in der Schreckensburg.«

»Noch eine Tote?«

Suko hob die Schultern. »Leider. Aber das hatten wir bereits gemeldet. Hat man Sie davon nicht in Kenntnis gesetzt?«

»Nein…«

»Dann tut es mir leid.«

Der Chiefinspektor wollte mehr über die Mädchen wissen.

»Wie kamen die beiden überhaupt in den Park?«

»Die sind über den Zaun geklettert. Soviel ich weiß, ging es da um Rauschgift. Irgendwo in dieser nachgebauten Schreckensburg muß ein Rauschgiftversteck sein.«

»Wir werden danach suchen.«

»Sie brauchen mich wahrscheinlich nicht mehr«, meinte Suko. »Ich möchte mich noch ein wenig im Park umsehen.«

Der Chinese fing sich einen mißtrauischen Blick des Chiefinspektors ein. »Wollen Sie mich hier allein lassen und einfach so Leine ziehen?«

Suko lachte. »Nein, nein. Aber ich habe noch etwas zu erledigen. Sagen Sie dem Fahrer des Krankenwagens, daß er warten soll.«

»Ich kann Ihnen nichts befehlen, Kollege.«

Suko nickte dem Chiefinspektor zu und ging. Er nahm wieder den etwas unkonventionellen Weg, indem er über das Gitter kletterte. Als er ein paar Schritte gelaufen war und sich umdrehte, erkannte er von den Personen schon nichts mehr. Nur die Scheinwerfer waren geisterhafte Flecken, und das sich lautlos drehende Blaulicht gab der näheren Umgebung einen geheimnisvollen Touch.

Suko ging sehr schnell. Dabei spitzte er die Ohren, denn in der Dunkelheit konnte er besser hören als sehen.

Als Suko die Weggabelung erreichte, blieb er stehen. Jetzt war er ebenso schlau wie zuvor.

Keine Spur von Jane und John!

Der Chinese konnte sich für einen Weg entscheiden. Wieder zurück in die Burg? Ob sich Jane tatsächlich in dem alten Gemäuer verkrochen hatte?

Suko wollte es nicht so recht glauben, denn die Burg bot zwar Verstecke, aber nicht in der Anzahl, wie sie in dem nachgebildeten Soho zu finden waren.

Deshalb schlug der Inspektor den Weg nach rechts ein, wo der Pfad vor ihm leicht bergab führte.

Graue Schleier trieben um die alten Fassaden und schienen sie einweben zu wollen. Geheimnisvoller Dunst, an manchen Stellen schon nebeldicht, überdeckte alles mit einem gnädigen Schleier. Suko blieb stehen, nachdem er unter seinen Sohlen das Kopfsteinpflaster spürte. Es war durch die Feuchtigkeit rutschig geworden, schnell konnte er nicht laufen. Das hatte er auch nicht vor. Schritt für Schritt und sehr bedächtig setzte er seinen Weg fort. Die Häuser standen wie eine Wand. Dazu die engen Straßen. Er sah die Wachspuppen an den Laternen und Hauswänden lehnen, die grell geschminkten oder angemalten Lippen leuchteten wie Schwingen aus Blut in der Dunkelheit. Die wehenden Dunstschleier gaukelten Bewegungen der Wachspuppen vor, und Suko fragte sich mittlerweile, ob er überhaupt den richtigen Weg genommen hatte, denn diese Stille war schon fast unheimlich.

Bis er das Poltern hörte und seine Meinung änderte. Das Geräusch war links von ihm aufgeklungen, und zwar in einem der schmalen Häuser.

Genau hatte der Chinese es nicht lokalisieren können, aber er wußte die Richtung.

Suko überwand die trennende Distanz innerhalb von nur zwei Sekunden, rüttelte an der ersten Tür, riß sie auf, schaute in einen leeren Flur und vernahm im rechten Nachbarhaus abermals ein dumpfes Geräusch.

Wie ein Wirbelwind war Suko an der Tür, hielt sich nicht erst lange auf, sondern warf sich wuchtig und mit aller Kraft gegen das Holz…

***

Janes verzerrtes Gesicht - das Messer. Ich sah beides wie bei der Großaufnahme auf einer riesigen Leinwand vor mir. Nur war es kein Film, sondern Wirklichkeit, und Jane Collins wollte mich töten.

Eiskalt umbringen!

»Tot, Sinclair, tot!« keuchte sie mit der fremden Stimme des Rippers, wobei sich ihr Gesicht verzerrte und in ihre Augen ein Ausdruck trat,

den ich noch nie bei ihr gesehen hatte.

Ich konnte meine Waffe nicht ziehen, denn das verfluchte Faß klemmte mich zu hart ein.

Nur durch ein Wunder war ich zu retten.

Und das Wunder geschah. Für mich war es ein Wunder, denn damit hätte ich nie gerechnet.

Von außen her warf sich jemand wuchtig gegen die Tür. Sie war nicht verschlossen, ich spürte den Druck, schrie auf, und der Stoß pflanzte sich fort, ging auch auf das Faß über und erreichte sogar Jane Collins.

Sie hatte zustoßen wollen, doch durch den von außen einwirkenden Kraftakt wurde sie nach hinten geworfen und geriet somit aus dem Gleichgewicht. Ihr rechter Arm fuhr zwar noch nach unten, doch die Messerspitze hackte nicht in meinen Körper, sondern in das Faßholz.

Abermals wuchtete jemand von außen gegen die Tür. Ich hörte eine mir vertraute Stimme. Es war Suko.

»John!« keuchte er und drückte gegen das Hindernis. Diesmal half ich mit. Es war mir gelungen, den rechten Arm zu befreien, so konnte ich mich auf dem Boden abstützen und mit den Knien das Faß vorschieben.

Jane Collins war zurückgesprungen. Sie dachte nicht mehr an das Messer, das im Faß steckte, die Detektivin wollte nur noch fliehen. Hastig polterte sie die Stufen der schmalen Stiege hoch und war kaum verschwunden, als Suko ins Haus stürzte. Mit einem Blick übersah er die Lage. Sein Blick wurde allerdings fragend, als er mich erkannte.

Ich war dabei, aufzustehen, und das ging nicht eben flott, denn meine Knochen taten mir weh.

Die Blicke des Chinesen saugten sich an dem Messer fest. »Verdammt, John, wollte sie dich…?«

»Ja, sie wollte mich killen.«

»Und?«

»Jetzt ist sie oben.«

Kaum hatte ich ausgesprochen, als sich Suko an dem Faß und an mir vorbeidrückte. Er nahm den gleichen Weg, den auch Jane gegangen war, und ließ die Treppe schnell hinter sich. Ich blieb für einen Moment stehen und schüttelte den Kopf. Erst einmal mußte ich wieder zu mir finden.

Von oben vernahm ich Stimmen. Zuerst die von Jane. Suko mußte sie erreicht haben. »Rühr mich nicht an, du verfluchter Bastard! Rühr mich nicht an!«

»Jane, sei vernünftig. Ich will dir nur helfen. Wirklich. Nur helfen.«

»Verschwinde!« Das hörte sich an wie das Knurren bei einem wilden Tier.

Ich wußte Bescheid. Man konnte Jane nicht helfen. Nicht so, wie wir

es gern getan hätten, deshalb blieb uns nichts anderes übrig, als es auf die harte Tour zu versuchen, sosehr uns dies auch gegen den Strich ging.

»Bist du verrückt? Jane, tu das nicht!«

Sukos Stimme warnte mich und beflügelte gleichzeitig meine Aktionen. Da oben spielte sich irgend etwas ab. Ich konnte nicht bleiben und mußte meinem Partner zu Hilfe eilen. Auf keinen Fall wollte ich, daß Jane da oben durchdrehte.

Diesmal nahm ich die Treppe mit langen Sätzen. Die Stufen bogen sich unter meinem Gewicht durch, sie federten, aber sie hielten, weil sie schließlich auch den Besucherstrom aushalten mußten.

Als ich die erste Etage erreichte, hörte ich ein satt klingendes Platzen und danach ein helles Klirren.

Augenblicklich war mir klar, was dies zu bedeuten hatte. Jane wollte aus dem Fenster.

Das Geräusch hatte mir bewiesen, daß Suko es nicht hatte verhindern können. Deshalb mußte ich alles daransetzen, um Jane nicht entwischen zu lassen.

Als ich das Zimmer betrat, begann sie gellend zu schreien. Suko hatte es doch geschafft. Jane hing zwar mit ihrem Oberkörper im Fensterkreuz fest, aber weiter konnte sie nicht, da der Chinese ihre Beine in Höhe der Knöchel umklammert hielt. Einige Scherbenreste steckten noch im Rahmen. Sie schnitten nicht nur durch Janes Kleidung, sondern auch in ihre Haut. Der Schmerz machte ihr nichts, sie schien ihn kaum zu spüren, da die andere Kraft, die Stärke des unheimlichen Rippers, in ihr wesentlich größer war.

Sie begann zu schreien und toben, doch Suko ließ nicht locker. Er zog Jane aus dem halb zerstörten Fenster, und als sie zu Boden fiel, trommelte sie mit den Fäusten auf die Bohlen, wobei sie wie von Sinnen schrie.

»Das ist eine Raubkatze!« fuhr Suko mich an. »Kannst du sie bändigen?«

Jane warf ihren Körper herum, dabei kam sie auf den Rücken zu liegen und krachte hart auf die Bohlen, was ihr anscheinend nichts ausmachte, denn verletzt war sie nicht. Im Gegenteil, sie präsentierte sich putzmunter und steckte voller Haß. Das bewies sie uns, denn sie spuckte nach Suko und mir. Es gab nur eine Möglichkeit, um Jane ruhig zu stellen. Allerdings kostete es mich Überwindung, sie einzusetzen, doch mir blieb keine andere Wahl.

Ich trat so nahe wie möglich an sie heran, während Suko noch ihre Beine festhielt. Dann krümmte ich die Hand. »Sorry«, sagte ich und ließ sie fallen.

Es war ein genau gezielter Schlag. Auch die Stärke hatte ich sehr wohl dosiert. Ich traf genau.

Jane Collins schüttelte sich, als hätte jemand Wasser über sie ausgegossen. Sie zuckte noch hoch, dann fiel sie zurück und blieb einfach liegen. Bewußtlos…

Dagegen hatte auch der Geist des Rippers nichts ausrichten können.

Wir atmeten beide auf und schauten uns an. Suko nickte. »Das war's dann wohl«, meinte er.

Ich schüttelte den Kopf, denn ich war überhaupt nicht der Meinung des Chinesen. »Nein, das war's nicht, mein Lieber. Jetzt fängt der Ärger erst an.«

»Möglich.« Er schaute mich an, lächelte dann, bückte sich, hob Jane hoch und warf sie über seine Schulter. »Deine Knochen werden zu angeschlagen sein«, kommentierte er.

»Da hast du recht. Und vielen Dank auch.«

»Schon erledigt.« Suko ging vor und schritt vorsichtig die schmale Stiege hinab. Er hielt sich dabei am Geländer fest. Die Stufen ächzten noch stärker unter dem doppelten Gewicht, aber den Chinesen störte das nicht. Er ließ die Stiege hinter sich, stand schließlich unten im Flur und schaute sich um.

Ich folgte ihm langsamer. Als ich sah, auf welch einem Gegenstand Sukos Blick hängen geblieben war, wurden auch meine Augen groß. Jetzt schauten wir beide das Faß an.

Trotz der schlechten Beleuchtung konnten wir erkennen, daß sich einiges verändert hatte. Und zwar das Wichtigste.

Das Messer war verschwunden!

»Er hat es wieder!« flüsterte mein Partner.

»Der Ripper?«

»Wer sonst?«

Ich war anderer Meinung. »Nein, der Ripper steckt in Jane. Dieses verfluchte Messer ist eine magische Klinge. Ich weiß nicht, wieso und weshalb, aber ich werde es herausfinden.«

»Hoffentlich.«

Da uns das Faß im Weg war, trat ich mit dem Fuß dagegen und rollte es zur Seite. Jetzt konnte Suko die Tür öffnen. Ich folgte meinem Partner in die kühle Nacht und warf einen Blick auf die über Sukos Schulter hängende Jane Collins.

Ihr Gesicht war entspannt. Sie hing dort wie eine Puppe. Nichts wies daraufhin, welch eine unheimliche Kraft in ihr steckte und wie sich die Detektivin verändert hatte. Als ich an die vergangenen Minuten dachte, gab es mir einen Stich. Ich hatte Angst um Jane. Schreckliche Angst darum, daß sie es diesmal nicht mehr schaffen konnte. Und dieses Gefühl war nicht unbegründet. Ich kannte den unheimlichen Ripper und dessen Gefährlichkeit. Sein verfluchter Geist war einfach nicht totzukriegen, denn wir hatten schon alles versucht. Wie sollte es weitergehen?

Über die nahe Zukunft wußte ich Bescheid. Ich würde Jane in eine Klinik bringen lassen. Sie mußte dort eingesperrt werden. Es gab ja Räume, die absolut schalldicht und sicher waren. Die Vision einer Zwangsjacke stieg vor meinem geistigen Auge auf. Auch damit mußte ich rechnen, wahrscheinlich sogar blieb uns keine andere Alternative, als Jane in so ein Gerät zu stecken, obwohl es mir innerlich widerstrebte, doch ich sah einfach keine andere Möglichkeit.

Suko schielte mich von der Seite her an. »Ich kann mir denken, was in deinem Kopf vorgeht«, meinte er.

»Sag nichts.«

»Klar.«

Als wir das Tor erreichten, hatten die Polizisten die große Einfahrt schon geöffnet. Sie mußten mit den Wagen durch und brauchten viel Platz. Wir traten zur Seite, als sie anfuhren. Der große Ambulanzwagen blieb meinen Anordnungen entsprechend stehen.

Aber auch das Dienstfahrzeug des Chiefinspektors stoppte neben uns. Unser Kollege kurbelte die Scheibe nach unten und steckte seinen Kopf durch die Öffnung.

»Wer ist das denn?« wollte er wissen. »Haben Sie das tote Girl geholt?«

»Nein, das ist Jane Collins. Sie ist nur bewußtlos.«

»Dann soll sie wahrscheinlich mit dem Wagen weggebracht werden.«

»Genau.«

»Sie sagen mir später etwas über die Zusammenhänge?«

»Natürlich.«

Der Chiefinspektor fuhr wieder ab. Die hellen Streifen der Scheinwerfer huschten geisterhaft durch den Park und zerstörten ein wenig die unheimliche Atmosphäre der Grusellandschaft. Der kastenförmige Rettungswagen war mit zwei Leuten besetzt. Einer fuhr, der andere kümmerte sich um den zu transportierenden Verletzten. Als die Männer uns sahen, liefen sie uns entgegen. Ein Weißkittel blieb jedoch stehen und öffnete die beiden hinteren Türen, damit wir in den Wagen klettern konnten.

»Du willst mitfahren?« fragte Suko.

»Ja.«

»Soll ich nicht lieber auch…?«

Heftig schüttelte ich den Kopf. »Erstens wären zwei zuviel. Und wer bringt den Bentley nach Hause?«

»Das ist das geringste Problem. Allerdings sehe ich ein, daß du recht hast. Gib mir nur Bescheid, in welches Krankenhaus Jane Collins gebracht werden soll.«

»Krankenhaus ist gut«, erwiderte ich. »Das wird wohl auf eine psychiatrische Klinik hinauslaufen. Das wird hart.«

»Noch härter.«

Suko legte mir seine freie Hand auf den Unterarm. »John, ich weiß, was in dir vorgeht, und es ist immer schwer, einen Rat zu geben. Versuche trotzdem, einen klaren Kopf zu behalten. Emotionslos, sagt man doch.«

»Ja, ich werde mich bemühen.«

Wir hatten inzwischen die Rückseite des Wagens erreicht. Einer der Helfer hatte die Trage ausgefahren, auf die Jane Collins gelegt wurde.

»Müssen wir sie festschnallen?« fragte uns der Mann. Ich stimmte zu.

»Ist sonst noch etwas? Ich meine, besteht die Gefahr, daß sie…?«

»Nein, nein, sie hat nur einen Schlag abbekommen, der sie ins Reich der Träume geschickt hat. Das ist alles.«

»Verstehe.«

»Ich fahre übrigens mit«, sagte ich zu dem Sanitäter oder Arzt. Genau wußte ich nicht, was er war.

»Das ist schlecht, Sir. Eigentlich ist es verboten, daß Angehörige oder Freunde…«

»Bei mir werden Sie eine Ausnahme machen, denn dieser Fall ist nicht normal. Sie müssen ihn mit anderen Maßstäben messen.«

»Wie Sie wünschen, Sir.« Die Antwort klang leicht pikiert. Ich konnte den Mann verstehen, doch ich wollte nun mal in Janes Nähe bleiben, das war für unser aller Sicherheit besser.

Mit Handschlag verabschiedete ich mich von meinem Freund und Kollegen. »Mach's gut.«

»Wohl ist mir ja nicht bei der Sache, John.«

»Mir auch nicht«, erwiderte ich mit belegter Stimme. »Aber mach dir keine Gedanken, das schaffe ich schon.«

»Okay, wie du meinst.« Suko wandte sich ab und stieg in den Bentley. Ich wartete noch, bis er den Wagen gedreht hatte und davonbrauste. Dann nickte ich dem Sani zu. Der gab dem Fahrer Bescheid. Inzwischen hatte er Jane angeschnallt, und sie lag wie eine Tote auf der Trage. Aber sie lebte. Beseelt von einem Geist, der keine Ruhe finden konnte und sich immer neue Wirtskörper aussuchte.

Der Mann im weißen Kittel schlug die Tür zu und verriegelte sie von innen. Die Notbeleuchtung ließ er brennen. Er stellte sich als Dr. Alwin Brenner vor. Auch ich sagte meinen Namen.

Es war eng im Wagen. Umgeben von zahlreichen medizinischen Geräten und kleineren Apparaturen hockte ich an der Rückwand und schaute auf Jane.

Die blasse Notbeleuchtung traf ihr Gesicht und einen Teil des Oberkörpers. Seltsam fahl sah ihre Haut aus, wie die einer Toten. Ich schauderte, als ich daran dachte, wer in diesem Körper steckte. Der Ripper hatte gnadenlos zugeschlagen, und ich fragte mich, wie Jane wohl reagieren würde, wenn sie erwachte.

»Welches Ziel haben Sie eigentlich?« Dr. Brenners Stimme unterbrach

meine Gedanken.

Verdammt, das hatte ich vergessen. Ich gab den Namen einer psychiatrischen Klinik durch.

»Nicht ein normales Krankenhaus?«

»Nein.«

Er wollte noch nach dem Grund fragen. Als er jedoch mein Gesicht sah, schwieg er und griff zum Sprechgerät, um dem Fahrer Bescheid zu geben.

Neugierig war er trotzdem. »Was hat sie denn?«

»Sie befindet sich in einer Art Streß«, antwortete ich ausweichend. »Es kann durchaus sein, daß sie erwacht und plötzlich durchdreht.«

»Meinen Sie?«

»Ja.«

Der Arzt hob die Schultern. »Es gibt ja genügend Spezialisten, die sich um sie kümmern. Hat sie die Krankheit schon lange?«

»Erst seit kurzer Zeit.«

»Dann ist sie sicherlich heilbar.«

»Ich hoffe es.«

Das Fahrzeug war gut gefedert. Wir merkten die Unebenheiten der Fahrbahn kaum. Das Fahren über Querrillen oder kleinere Schlaglöcher wurde gut abgefangen.

Ich konnte meinen Blick nicht von Janes Gesicht abwenden. Noch wirkte es entspannt, doch ich hatte einen Horror vor der Minute, wo sie erwachte.

Drei breite Gurte waren um ihren Körper geschlungen. Sie hielten auch die Arme fest. Jane würde sich kaum bewegen können, sollte sie irgendwie nach dem Erwachen durchdrehen. Vielleicht hatten wir bis dahin unser Ziel erreicht. Dr. Brenner räusperte sich. Er wollte meine Aufmerksamkeit, und ich schaute ihn fragend an.

»Die Frau«, stellte er fest. »Sie blutet aus mehreren kleinen Wunden.«

»Glassplitter.«

»Ich werde mich um sie kümmern.«

Dagegen hatte ich nichts. Dr. Brenner holte eine Pinzette, Wattetupfer und machte sich an die Arbeit. Ich beobachtete ihn und bewunderte seine ruhige Hand. Da war nichts Übernervöses oder Zittriges. Trotz der Fahrt arbeitete er gelassen, schnell und geschickt.

Ich hing dabei meinen Gedanken nach. Wie sollte es nun weitergehen? Ein großes Fragezeichen schwebte über mir, und mir fiel der Begriff des Exorzismus ein, der Teufelsaustreibung. Mit so etwas hatte ich eigentlich nie etwas zu tun haben wollen, und ich wehrte mich auch jetzt dagegen, die Möglichkeit in die engere Wahl zu ziehen. Deshalb verbannte ich sie in meinen Hinterkopf. Welche Chancen gab es noch? Die Tiefenhypnose, von der modernen Wissenschaft unbedingt anerkannt, konnte eventuell helfen. Vom

Namen her kannte ich sogar einige Spezialisten, aber es gab noch jemanden, der mir mit Rat und Tat zur Seite stehen konnte. Dieser Jemand war eine Frau, die leider nicht in London, sondern in Paris lebte. Ihr Name: Tanith.

Sie war nicht nur eine bekannte Wahrsagerin und Hellseherin, sie beschäftigte sich auch mit dem Gebiet der Tiefenhypnose und hatte dabei schon verblüffende Erfolge erzielt. Es war noch nicht lange her, als ich ihre Bekanntschaft gemacht hatte, und wir waren uns auf den ersten Blick sympathisch gewesen. Ich beschloß, Tanith anzurufen. Sicherlich würde sie so rasch wie möglich kommen, denn auch ihr Ziel war es, Dämonen zu bekämpfen, seit sie das erste Mal Kontakt zu den finsteren Jenseitsreichen gehabt hatte. Zudem besaß sie eine geheimnisvolle Kugel, die haargenau in die Öffnung eines Kelchs paßte, den ich den Teufelsmönchen vor Jahren abgenommen hatte. Er hieß Kelch des Feuers.

Dr. Brenner richtete sich wieder auf. Er hatte die kleinen Blutungen zum Stillstand gebracht und war zufrieden. »So, jetzt wird sie nicht mehr viel spüren.«

Der Arzt lächelte. Er hatte lackschwarzes Haar und eine sonnenbraune Haut. »Wenn alle Verletzten so wären, die wir zu transportieren haben, wäre ich froh.«

»Täuschen Sie sich nicht.«

Wie auf ein Stichwort öffnete Jane Collins die Augen. Sie schaute mich an, ich sah ihre starren Pupillen, doch Erkennen oder Leben zeigte sich nicht darin.

Ich beobachtete die Detektivin gespannt. Sie versuchte, die Arme zu bewegen oder anzuziehen. Dabei stellte sie fest, daß dies nicht möglich war. Sie öffnete den Mund, und ein drohendes Knurren drang über ihre Lippen, was den Arzt dazu veranlaßte, mir einen überraschten Blick zuzuwerfen.

»Ich hatte es Ihnen gesagt, Doc, sie ist nicht so harmlos.«

»Das scheint mir auch so zu sein.«

Jetzt hatte Jane mich gesehen und erkannt. Ihr Blick brannte sich auf meinem Gesicht fest. Augenblicklich verzog sich ihr Mund. Haß legte sich wie ein Schleier auf ihre Miene.

»Sinclair!« keuchte sie.

Es war nicht ihre Stimme, sondern die des Rippers, und Dr. Alwin wußte nicht, wie er reagieren sollte. »Mein Gott, das ist ein Mann. Nein, nein - eine…«

»In ihr steckt ein anderer«, behauptete ich.

»Was?«

»Ja, der Geist eines eigentlich längst toten Mörders aus dem letzten Jahrhundert.«

»Aber das ist verrückt.«

»Im Prinzip haben Sie recht, Doc. Doch die Praxis beweist das Gegenteil. Was sie hier erleben, hat etwas mit Magie zu tun.«

Jetzt sagte er gar nichts mehr. Das Wort Magie paßte nicht in sein naturwissenschaftlich geprägtes Denken. Dafür konzentrierte ich mich auf Jane Collins. In ihr erwachte der Widerstand und auch die Kraft, denn sie ging jetzt mit allen Mitteln gegen ihre Lage an. Jane kämpfte.

Die Fesseln, es waren breite Riemen, preßten sie hart an die Liege. Normalerweise waren sie für Kranke gedacht, und sie wurden bei ihnen auch nicht so stramm eingestellt. Bei Jane hatte der Arzt die engste Stufe genommen.

Ihr Mund wurde zu einer breiten Öffnung, als sie erkannte, daß sie es nicht so einfach schaffte, sich aufzurichten. Sie warf den Kopf wild von einer Seite zur anderen, fluchte und schrie mir Beschimpfungen entgegen.

Dabei überschlug sich ihre Stimme. Aus den dumpfen Lauten wurde ein Krächzen mit hohen Tönen dazwischen. Es hörte sich schlimm an, und der Doc schüttelte den Kopf, als könnte er das alles nicht begreifen.

Als er sich vorbeugte, hielt ich ihn zurück.

»Jane«, sagte ich leise. »Jane, beruhige dich bitte. Du bist in Sicherheit. Ich bin bei dir. Das andere in dir darf nicht zu stark werden.«

»Ich bin der Ripper!« Drohend drangen die Worte aus ihrem Mund. Mir lief dabei eine Gänsehaut über den Rücken. Dem Arzt erging es nicht anders.

»Der Ripper?« hauchte er.

Die Frage war an mich gerichtet, doch ich sparte mir die Antwort, sondern beobachtete sie weiter. Schaum stand vor ihrem Mund. In den Augen leuchtete ein kalter Glanz, den man mit dem Wort Haß umschreiben konnte.

Ich mußte mich langsam von dem Gedanken lösen, in dieser Frau Jane Collins zu sehen. Nein, das war nicht mehr die Detektivin von früher, so wie ich sie kannte. Vor mir lag eine Bestie, die meinen Tod wollte.

»John Sinclair!« schleuderte sie mir meinen Namen wütend entgegen. »Hüte dich, John Sinclair! Hüte dich, denn wenn ich freikomme, hast du verloren. Du kannst es nicht schaffen. Ich bin stärker. Ich habe geschworen, dich zu töten, und diesen Schwur werde ich halten, koste es, was es wolle.« Bevor ich eine Antwort geben konnte, drehte Jane Collins vollends durch. Ihr Körper bäumte sich auf, und sie schaffte es trotz der Bänder, die sie hielten.

Ich zuckte zurück, denn aus ihrem weit geöffneten Mund drang ein schon tierischer Schrei. Der Geist des Rippers verschaffte sich freie Bahn, er setzte Energien frei, starke Kräfte, mit denen wir nie

gerechnet hätten.
Und plötzlich hatte sie einen Arm frei. Das geschah genau in dem Moment, als sie wieder zurücksackte. Es war der rechte Arm. Sofort ballte sie die Hand zur Faust, und Jane schlug nach mir. Fast hätte sie mein Gesicht getroffen. Ich nahm im letzten Augenblick den Kopf zur Seite, so daß ihre Hand an meiner Wange vorbeistreifte.
Ich wollte zugreifen, um ihre Gelenke zu umfassen, doch Jane war zu schnell. Sie winkelte den zurückschnellenden Arm an, so daß ich ins Leere griff.
Natürlich saßen die Bänder nicht mehr so eng. Diese Tatsache nutzte Jane aus. Sie warf sich zur Seite, das Gummi spannte sich, und dann zuckte auch ihr linker Arm hoch.
Jane würde toben und zwar so stark, daß es ihr unter Umständen gelang, sich zu befreien.
Dagegen half nur eins.
Ich mußte sie wieder in das Reich der Träume schicken. Aber auch Alwin Brenner wollte etwas tun. Er war mir bei meinen Bemühungen im Wege. Ich drückte ihn zur Seite und wollte meine gekrümmte Handkante nach unten wischen lassen, als es geschah.
Der Doc sah es zuerst. Seine Augen wurden groß, er wich zurück und stieß gegen ein Regal, in dem mehrere gläserne Behälter standen, die laut klirrten, zum Glück aber nicht fielen. »Da, hinter ihnen!«
Ich fuhr auf engstem Raum herum - und sah das teuflische Mordmesser des Rippers!
Abermals war es aus dem Nichts erschienen und hatte sich hier, innerhalb des Krankenwagens, materialisiert. Ein teuflisches Mordinstrument, das der Ripper ausgezeichnet zu führen verstand und dessen Erbe jetzt auf Jane Collins übergegangen war. Auch sie schien mit dem Messer verwachsen zu sein, und der Geist des Rippers gab ihr zusätzliche Kräfte. Ein großer Nachteil bestand darin, daß wir in einem Krankenwagen saßen. Wir konnten uns nicht so bewegen, wie wir wollten, und Bewegungsfreiheit brauchte ich, um mich gegen das Messer und gegen Jane zu verteidigen.
Vor allen Dingen hatte ich Angst um den Arzt. Wenn Jane um sich stach, lief er in große Gefahr, getroffen zu werden. Aus diesem Grunde wollte ich es erst gar nicht auf einen langen Kampf ankommen lassen, sondern mußte es auf eine andere Art und Weise versuchen. Mit dem Kreuz.
Als Dr. Alwin Brenner sah, was ich unter dem Hemd hervorholte, wurden seine Augen groß.
»Ein Kreuz?« flüsterte er.
»Ja.«
»Aber was wollen Sie…?«
Weiter sprach er nicht, denn er hörte wie auch ich das kreischende

Lachen unserer Patientin.

Bevor ich mich dem Messer zuwandte, warf ich Jane noch einen Blick zu.

Ihren Kopf hatte sie erhoben, die Hände waren unter die Gummibänder geklemmt, da sie sich befreien wollte, aber sie fürchtete sich auch, das konnte ich deutlich sehen. Die Augen waren verdreht. Sie schielte auf das Kreuz in meiner rechten Hand, und ihr Kreischen war jetzt nicht mehr wild und böse, sondern ängstlich. Jane hatte vor dem Kreuz Angst!

Ich wollte es gegen sie höchstens als allerletztes Mittel einsetzen, aber das Messer mußte ich kriegen. Meines Erachtens war es eine schwarzmagische Klinge, zwar sehr stark, dennoch hoffte ich, daß mein Kreuz mächtiger sein würde.

Dabei mußte mir auch Dr. Brenner helfen.

»Achten Sie auf die Frau!« rief ich ihm. »Passen Sie nur auf, daß sie keinen Unsinn macht oder sich befreit. Ich kümmere mich um das Messer.«

Er nickte heftig.

Die gefährliche Klinge hatte ich nicht aus den Augen gelassen. Dicht über der Spitze schimmerte Blut. Es war inzwischen getrocknet und hatte rote Flecken hinterlassen. Wenn ich nichts dagegen unternahm, konnte die Klinge ein Blutbad anrichten. Das hatte sie schon mehr als einmal unter Beweis gestellt. Ich rückte noch ein wenig vor, hatte den Arm ausgestreckt, hörte hinter mir Janes verrücktes Schreien und näherte meine Hand mit dem Kreuz dem gefährlichen Messer.

Hoffentlich prallten sie zusammen. Diese Klinge durfte mich auf keinen Fall verletzen, und sie durfte auch nicht in Janes Hände gelangen.

Es kam alles ganz anders.

Ich merkte es daran, daß der Wagen plötzlich schlingerte. Erst fuhr er nach rechts, dann nach links. Dabei erhörte er noch die Geschwindigkeit, wurde abgebremst, und ich vernahm den überraschten Schrei des Doktors.

Ich selbst hatte Mühe, mich in meiner Stellung zu halten. Mein Körper war eine träge Masse, mit der die Fliehkräfte spielten. Ich sah, wie der Dolch vor meinen Augen tanzte. Ob die Klinge ebenfalls mit der Fliehkraft zu kämpfen hatte, wußte ich nicht. Brenner prallte gegen mich, als das Fahrzeug wieder einmal verrückt spielte und abgebremst wurde.

»Was ist denn mit Staff los?« schrie Brenner.

»Rufen Sie ihn an!«

Brenner lag halb auf dem Boden und sah die giftigen Blicke der Detektivin auf sich gerichtet. Er griff in die Tasche und holte das Sprechgerät hervor.

Zum Führerhaus hin, wo die medizinischen Geräte standen, geriet alles ins Tanzen und Wackeln. Das Klirren begleitete unseren Kampf gegen die Kräfte der Physik.

Ich behielt den Dolch im Auge. Er hätte schon auf mich zufahren können, aber er schwebte nach wie vor tänzelnd in der Luft. Sollte Jane ihn vielleicht bekommen, damit es ihr vorbehalten blieb, mich zu töten?

Der Wagen wurde beschleunigt. Das geschah ohne Vorwarnung. Wir waren nicht darauf vorbereitet.

Ich wurde in Richtung Alwin Brenner katapultiert, prallte gegen ihn und riß ihn um.

Für den Bruchteil einer Sekunde schoß mir durch den Kopf, daß mein Rücken dem Messer deckungslos zugewandt war und der Dolch sein Ziel treffen konnte, aber es kam wieder anders. Das Fahrzeug beschleunigte nicht mehr oder hielt die Geschwindigkeit bei, sondern wurde abgebremst. So heftig und hart, daß wir sogar das Kreischen der Reifen vernahmen. Der Doc und ich flogen nach vorn, wieder zurück, und dann schien der Wagen abzuheben, was allerdings eine Täuschung war, denn er krachte sofort wieder auf die Straße. In das Krachen mischte sich ein grelles Kreischen und Splittern, das entsteht, wenn etwas Hartes gegen ein Hindernis prallt. Blech wurde verformt, bog sich, die Geräte kippten um, ich hörte Schreie, das Splittern von Glas, schützte meinen Kopf mit beiden Armen und konnte nur hoffen, daß alles glimpflich ablief…

***

Der Fahrer des Wagens hieß Stafford James. Seit über zehn Jahren übte er diesen Job aus, und er war stolz darauf, noch nie einen Unfall produziert zu haben.

Diese nächtliche Fahrt stufte er als Routine ein. Was sollte hier schon passieren? Nachts war es viel ruhiger als am Tag, da gab es kaum brenzlige Situationen wie oft in der City, wenn die Fahrer anderer Wagen falsch reagierten oder durchdrehten. In der Nacht waren die Straßen zumeist frei. Trotzdem hatte er das Blaulicht eingeschaltet. Es drehte sich auf dem Dach, allerdings ohne die schrille Begleitmusik der Sirene. Darauf konnte der Wagen um diese Zeit verzichten.

Stafford James fuhr so schnell, wie es die Straße zuließ. Er hielt sich auf der Fahrbahnmitte, so konnte er besser in die Kurven hineinfahren und sie anschneiden.

Die Reifen des Fahrzeugs waren noch fast neu. Sie hielten und griffen ausgezeichnet. James brauchte keine Angst davor zu haben, daß ihm der Wagen in der Kurve entglitt und sich selbständig machte.

Wie immer auf seinen Fahrten dachte er über die Kranken nach, die er zu transportieren hatte. Diese Frau hinter ihm gab ihm Rätsel auf.

Er wurde aus ihr nicht so recht schlau. Schwer verletzt war sie nicht, aber sie schien doch etwas zu haben. Vielleicht einen Schock. Und bei den Leuten, die unter Schock litten, mußte man auf alles gefaßt sein. Einmal hatten sie einen Patienten nicht angeschnallt, der drehte plötzlich durch und wurde zu einem regelrechten Tier.

Wenn Stafford über die Uferwiese hinwegschaute, sah er hin und wieder ein träges, dunkles Band. Es war die Themse, die ihre Fluten durch das breite Bett wälzte und dem Meer entgegenströmte.

Bei dem Begriff Meer dachte er wieder an Urlaub. In zwei Wochen war es so weit. Dann würde er mit seiner Frau und den beiden Kindern nach Spanien fahren. Natürlich mit dem Bus, denn das war wesentlich preiswerter. An langes Fahren war er gewöhnt. Stafford James zündete sich gelassen eine Zigarette an. Es störte ihn nicht, daß er in einem Krankenwagen saß. Als der Glimmstengel brannte und er die ersten Rauchwolken ausstieß, hoffte er nur, daß die Nacht bald zu Ende sein würde. Seinetwegen konnte eine zweite Fuhre oder Fahrt, wie sie offiziell hieß, ruhig ausgelassen werden. Er hatte noch einen spannenden Horrorroman im Bereitschaftsraum liegen. Den wollte er in den nächsten Stunden durchackern.

In der Geschichte ging es um Hexen, die eine Stadt beherrschten und die Menschen fast in den Wahnsinn trieben. Eine schreckliche Apokalypse, vor der man Angst bekommen konnte. Zum Glück bewahrheitete sich so etwas nicht in der Realität, da gab es zwar auch Hexen, aber das waren seiner Meinung nach zumeist die Ehefrauen, seine eigene übrigens eingeschlossen. Der breite Strom der Themse verschwand wieder. Dafür tauchte im hellen Licht der Scheinwerfer eine Kreuzung auf. Links führte der Weg weiter bis zum Schloß der Windsors, rechts auf dem Schild stand das Wort City. Hinein nach London.

Er mußte einen Jaguar vorbeilassen, der schnell wie ein Schatten war. Dann bog Stafford James nach rechts ab. Als er wieder beschleunigte, merkte er, daß da etwas nicht stimmte. Nicht mit dem Fahrzeug, das fuhr glatt und sicher, aber im Führerhaus war einiges anders geworden. Er hatte das Gefühl, nicht mehr allein zu sein.

Stafford James schalt sich einen Narren, doch das Gefühl blieb. Es ließ sich einfach nicht wegdiskutieren, und als er einen Blick nach links warf, da sah er auch die Bewegung. Es war die veränderte Luft, sie schien nicht mehr glatt oder normal zu sein, sondern in Bewegung zu geraten. Flimmernd wurde sie…

Das war ein guter Vergleich, wie er fand, zudem wurde es tatsächlich kühler. Nicht von draußen kam diese Kälte, sie bildete sich im Innern des Führerhauses. Dort kristallisierte sie sich förmlich hervor.

Der Mann wurde so irritiert, daß er einen Moment nicht achtgab und mit seinem Fahrzeug Schlangenlinien fuhr, was ihm sonst nie passiert

war.

Jetzt ärgerte er sich darüber und hoffte nur, daß hinter ihm keiner etwas gemerkt hatte.

Ruhig lenkte er den Wagen weiter. Aber nur für einen Moment, dann spielte er wieder verrückt und gehorchte nicht mehr den mechanischen Befehlen des Fahrers.

Es begann beim Lenkrad. Gleichzeitig auch an der Bremse und am Gaspedal.

Obwohl James beide Dinge mit seinen Füßen berühren konnte und dies auch tat, führten sie ein Eigenleben. Der Wagen beschleunigte.

Augenblicklich wechselte Stafford auf die Bremse. Da hielt eine unsichtbare und ihm unbekannte Kraft seinen Fuß fest. Er kam nicht los, das Lenkrad wurde gedreht, obwohl er es festhielt und nicht daran dachte, den Wagen in eine Kurve zu ziehen.

»Wahnsinn!« schrie er. »Verdammt, das ist…«

Das Sprechgerät meldete sich. Klar, daß die da hinten wissen wollten, was los war, aber Stafford James hatte jetzt keine Zeit, um noch Erklärungen oder Kommentare abzugeben. Er mußte im Moment an seine eigene Sicherheit denken und war völlig auf sich allein gestellt.

Ein scharfer Ruck nach rechts. »Neiinnn!«

Stafford konnte nicht mehr. Jemand packte ihn und zerrte ihn weg vom Lenkrad.

James fiel auf den Sitz, kam sofort wieder hoch und sah mit Schrecken, was sich abspielte.

Das Krankenfahrzeug verließ im selben Augenblick die Straße und rumpelte mit den Vorderrädern in einen Graben. Dabei wurde es nicht gestoppt, sondern durch die eigene Geschwindigkeit weiter nach vorn geschleudert, ein Stück in die Luft gehoben und schlug mit den beiden Vorderrädern auf der anderen Seite des Grabens wieder auf.

Das hielt selbst das beste Fahrzeug nicht aus. Die Stoßdämpfer protestierten, unterhalb des Wagens gab es einen harten, dröhnenden Schlag, und der Fahrer erkannte mit Schrecken das gewaltige Hindernis vor der Kühlerschnauze. Es war ein Baum.

Keine Chance, der alten Esche noch auszuweichen. So kam es, wie es kommen mußte.

Zuerst zertrümmerte ein weit vorwachsender Ast die Frontscheibe. Zum Glück an der linken Seite, so daß Stafford James nicht getroffen wurde.

Für ihn kam das Verderben noch in derselben Sekunde, als der Wagen mit voller Wucht gegen den Stamm krachte. Plötzlich schien er zu schrumpfen und gleichzeitig zu versuchen, am Stamm wie ein Tier hochzuklettern. Stafford James flog seinem Gurt nach, prallte gegen das Lenkrad, wurde zurück katapultiert, wieder nach vorn

geschleudert und hörte die kreischende Musik, die reißendes und zerquetschendes Blech von sich gab, als es von mörderischen Kräften zerdrückt wurde. Dem Fahrzeug blieb nichts erspart. Der gesamte Fahrerbereich wurde zu einer zusammengepreßten Masse aus Blech, Glas und Kunststoff.

Der hintere Teil hob an, dann fiel der Wagen schwer zurück, eine Achse brach, und er geriet in eine Schräglage, in der er auch liegenblieb und stöhnte wie ein Mensch.

Davon hörte Stafford James nichts mehr. Er war wie eine leblose Puppe. Über sein Gesicht rannen fingerdicke Blutstreifen, die sich auf dem Kragen der Lederjacke langsam verteilten…

***

Wir konnten nichts tun - gar nichts. Das Fahrzeug und wir wurden zu einem Spielzeug fremder Kräfte, die über die unserigen hinausgingen.

Wo ich landete, wußte ich nicht. Mir war nur klar, daß ich auf keinen Fall bewußtlos werden durfte. Ich wurde gebeutelt, von einer Seite auf die andere geschleudert, krachte gegen die Trage, dann wieder gegen die Innenwand, hielt wie im Krampf mein Kreuz fest, hatte meinen Kopf mit beiden Armen geschützt, spürte überall am Körper die Schläge und Püffe und vernahm das Chaos um mich herum wie den Klang einer schrillen, modernen, sinfonischen Musik. Dann war es aus.

Ein letztes Knacken und Stöhnen noch. Der Wagen atmete nicht nur aus, er verlor auch sein Leben.

Ich aber lag dicht neben der Trage, wo Jane Collins wieder anfing zu kreischen. Dabei fühlte ich mich wie in einem gewaltigen Sarg aus verbogenem Blech.

Sehen konnte ich zwar, aber nur wenig erkennen. Mehr als einen Ausschnitt bekam ich nicht zu Gesicht, da irgendein verbogener Gegenstand mein Sichtfeld stark einschränkte. Ein Teil eines Regals, es war schräg über die Trage gekippt, auf der noch immer Jane Collins lag. Das Regal bestand aus Kunststoff, war nicht allzu schwer, und mir gelang es mühelos, es zur Seite zu schieben, so daß mein Blickfeld besser wurde. Zuerst hielt ich Ausschau nach dem Dolch. Keine Spur war von der gefährlichen Waffe zu sehen. Die magischen Kräfte hatten sie ebenso schnell verschwinden lassen, wie sie aufgetaucht war. Als ich das heftige Stöhnen hörte, zuckte ich zusammen und drehte meinen Kopf nach links. Dort lag Dr. Brenner.

Dunkles Blut lief durch sein Haar. Der Mann hatte Pech gehabt. Einige Glasgefäße waren auf ihn gefallen und hatten ihn schwer verletzt. Zum Glück jedoch lebte er noch.

Ich kroch zu ihm, blieb in kniender Haltung über ihm und sprach ihn an. Eine Antwort erhielt ich nicht. Wahrscheinlich hatte Doc Brenner

in seiner Bewußtlosigkeit so gestöhnt.
Um ihn konnte ich mich nicht weiter kümmern, denn es gab andere Probleme zu lösen.
Nummer eins war Jane Collins.
Etwas mühevoll schaffte ich das Regal zur Seite, so daß ich ihr ins Gesicht schauen konnte.
Jemand schien schützend seine Hand über sie gehalten zu haben, denn ihr war nichts passiert. Im Gegenteil, sie grinste mich scharf und bissig an, so daß ich vor Schreck zurückzuckte. Wahrscheinlich hatte sie auf den Moment gewartet, ihre Arme flogen hoch, und die Hände zielten nach meiner Kehle. Sie waren geöffnet wie der Kelch einer Blume, und sie wartete nur auf eine Chance, mich packen zu können.
Durch mein Zurückzucken hatte ich so viel Distanz zwischen sie und mich gebracht, daß mich die Klauen verfehlten, zudem schlug ich die Hände zur Seite.
»Wag es nicht!« zischte ich. »Wag es nur nicht!« Mir war plötzlich alles egal, ich nahm das Kreuz und hielt es ihr dicht vor das Gesicht, was Jane überhaupt nicht paßte, denn sie fauchte wie eine Katze, der plötzlich ein Hund gegenübersteht. Langsam zog ich die Hand zurück. Erst jetzt bemerkte ich, daß auch ich blutete. Ich hatte in die Glassplitter gefaßt, die den Wagenboden bedeckten, der linke Handballen zeigte ein rotes Muster aus Punkten, auch über mein Gesicht spürte ich etwas Feuchtes laufen.
So relativ glimpflich der Unfall auch abgegangen war, Angst hatte ich trotzdem vor den Folgen. Schon des öfteren hatte ich gehört, gelesen und auch gesehen, daß Wagen, die verunglückt und irgendwo gegen gefahren waren, durch auslaufendes Benzin leicht in Brand gerieten. Hier roch ich zwar noch nichts, Explosionsgefahr war trotzdem gegeben, deshalb wollte ich so rasch wie möglich auf normalem Wege den hinteren Aufbau des Krankenwagens verlassen.
Das ging nur durch die Tür. Zwar waren die Fenster auch zerstört worden, aber die Öffnungen waren zu klein. Seltsamerweise brannte noch die Beleuchtung.
Und wie sah die Tür aus? Ich kroch hin und nahm sie näher unter die Lupe. An der linken Hälfte hatte sie sich verbogen. Zwar stand der Hebel aufrecht, doch das Blech war nach innen gedrückt und kantete einen Riegel an seinem Ende fest. Ich würde Schwierigkeiten haben, die Tür zu öffnen. Trotzdem ließ ich mich nicht entmutigen und versuchte es. Meine Hände fanden den Hebel und drückten ihn nach unten. Ja, er bewegte sich, blieb jedoch auf halber Distanz stecken, weil die nach innen weisende Beule in der Tür ihn daran hinderte. Das gefiel mir überhaupt nicht, und ich unternahm einen erneuten Versuch.
Diesmal allerdings mit mehr Kraft. Ich stützte mich auf den Hebel

und wurde von Janes hämischem Lachen begleitet, was meine Aktivität jedoch nicht schwächer werden ließ, im Gegenteil, sie steigerte sich noch, denn ich wollte es packen. Das Knirschen tat schon gut. So hatte ich die Gewißheit, wenigstens nicht umsonst zu ackern.

Und der Riegel geriet in Bewegung. Allmählich rutschte er zurück. Ich stemmte mich noch einmal gegen den Hebelgriff, drückte so hart, daß meine Hände schmerzten, und erreichte schließlich nach großen Mühen mein Ziel. Die Tür war offen.

Erschöpft sank ich in mich zusammen und wäre fast nach hinten gefallen, hätte mich nicht die rauhe Stimme der Detektivin wieder in die Wirklichkeit zurückgeholt.

»Öffne schon, Geisterjäger! Los, öffne die Tür!«

Ich warf ihr einen knappen Blick zu. Wie eine Schlange hatte sie sich gewunden und war aus dem zweiten Fesselband geschlüpft, so daß nur noch das dritte um ihre Oberschenkel lag.

Ich mußte mich beeilen, denn ich wollte nicht nur die Tür aufstoßen, sondern mich auch um Jane Collins kümmern.

Die rechte Hälfte rammte ich auf, sofort danach auch die linke und war froh über die kühle Luft, die mir entgegenströmte.

Weniger froh war ich über die Frau, die an der Rückseite des Wagens gelauert hatte.

Ich kannte sie, und sie gehörte zu meinen Todfeinden. Es war Wikka, die Oberhexe!

Dieses Gesicht konnte ich nicht vergessen. Sie mit Asmodina zu vergleichen wäre falsch gewesen, Wikka war ein anderer Typ. Ihr Haar zeigte die Farbe von Kohle. Über der Stirn teilte es ein Mittelscheitel, und es fiel glatt an den beiden Hälften des Kopfes nach unten. Schwarz wie das Haar waren auch die Augenbrauen. Sie lagen wie gemalt auf der hellen Haut und zeigten einen Schwung nach oben. Es gab keinen gesunden Schimmer auf der Haut, die irgendwie fahlweiß aussah und deshalb die dunklen Pupillen in den Augen noch mehr hervortreten ließ. Die Nase war um eine Idee zu breit, um das Gesicht ebenmäßig erscheinen zu lassen, darunter begann eine schmale Oberlippe, und die Mundwinkel wiesen nach unten, so daß die breiten Lippen immer wirkten, als wären sie zynisch verzogen.

Ich versuchte gleichzeitig eine Verbindung zwischen Wikka und dem Ripper zu finden, das allerdings war sehr schwer, so daß ich momentan im Dunkeln tappte.

War sie etwa gekommen, um Jane Collins an sich zu reißen? Jane war kein normaler Mensch mehr. Der Geist des Rippers steckte in ihr, und sie schien den Mächten der Finsternis zu gehorchen! Möglich war alles, und ich ballte meine Hände zu Fäusten. Jetzt war ich froh, mein Kreuz festgehalten zu haben. Es schaute aus meiner rechten Faust,

während sich Wikkas und meine Blicke trafen und ineinander bohrten.

Sie stand nicht vor mir wie eine normale Person. Ein grünlicher Schimmer umgab sie. Grün wie die beiden fingerdicken Schlangen, die plötzlich aus ihrer Stirn schnellten und auf mich zuschießen wollten, doch im Reflex riß ich die Hand mit dem geweihten Kreuz hoch. Das reichte.

Die Schlangen, darauf programmiert, mich zu töten, drehten blitzschnell ab und verschwanden in Wikkas schwarzer Haarflut. Aber auch die Hexe wich zurück. Vor dem Kreuz hatte sie Angst.

Schritt für Schritt ging sie nach hinten, trat hinaus auf das Feld, das sich an den Graben anschloß, so daß sie weg von der Straße kam.

Ich blieb ihr auf den Fersen. Mit einem Sprung erreichte ich den Boden. Das Kreuz in meiner Hand gab mir genügend Sicherheit.

Ich blickte dabei nicht nur Wikka an, sondern an ihr vorbei, als ich drei schattenhafte Gestalten sah.

Wikka hatte Verstärkung mitgebracht!

Hexen, die ihr, der Oberhexe, gehorchten.

Noch hatte keiner von uns beiden ein Wort gesprochen. Ich war es, der das Schweigen brach. »Du bekommst sie nicht, Wikka. Du wirst Jane Collins nicht in deinen Reigen zwingen, das verspreche ich dir. Sie gehört mir, nicht dir!«

Als Antwort lachte sie. Dieses Lachen schallte mir hohl und blechern entgegen. »Glaubst du wirklich, daß sie wieder so wird wie früher?« höhnte sie. »Das ist vorbei. In ihr steckt der Geist des Rippers, das Böse, und sie wird nie mehr davon lassen. Sie hat dem anderen Leben abgeschworen, sie ist eine von uns, und wir werden dafür sorgen, daß sie es auch bleibt. Jane Collins ist zu einer Schwester geworden. Sie gehört jetzt zu den Hexen!« Als sie die letzten Worte ausgesprochen hatte, lachte sie grell und kichernd. Ich hätte ihr am liebsten das Kreuz ins Gesicht geschleudert, doch ich konnte meine wertvollste Waffe nicht aus der Hand geben.

»Jane!« rief die Oberhexe. »Jane, meine liebe Schwester, hörst du mich?«

Ich ging nicht mehr weiter, sondern schaute zurück. Da die Notbeleuchtung noch brannte, konnte ich durch die offen stehenden Türen die Bewegung im Wagen erkennen. Jane erhob sich von der Trage. Sie kam tatsächlich und gehorchte ihrer Herrin.

Es war für mich ein Schlag, obwohl ich damit hätte rechnen müssen. Die andere Seite ließ das nicht mehr los, was ihr einmal gehörte.

Das führte sie mir hier wieder einmal drastisch vor. Ich hatte das Gefühl, in mir würde etwas zerspringen oder zerbrechen. Ein Band, das Jane und mich zusammengehalten hatte, riß entzwei. Jane wurde zu einer Fremden, einer Feindin… Auch zu einer Person, die mir ans Leben wollte und auf die ich vielleicht schießen mußte. Schießen?

Ich zog meine Beretta und wechselte das Kreuz in die linke Hand, während Jane Collins, mit dem Geist des unheimlichen Rippers in sich, geduckt die Fläche des Ambulanzwagens durchschritt, um den Ausgang zu erreichen, so daß sie auf das Feld springen konnte.

In den folgenden Sekunden hatte ich das Gefühl, die Welt um mich herum würde anders. Ich fühlte mich unendlich allein, sah Nebelschleier über das Feld wehen, und die Düsternis verwandelte sich in ein geheimnisvolles Zwielicht, in dem Gestalten auf ihre Chance lauerten.

Wirklich Gestalten? Erlebte ich das real, oder war alles nur ein Traum?

Nein, die Gestalten waren da. Wikka hatte Verstärkung mitgebracht. Sie wußte, daß ihr ein starker Feind gegenüberstand, und sie war gewappnet.

Ich spürte ihren bösen Zauber. Dieses Zwielicht, dann die seltsame Luft, die mich umgab, die Schwüle, die kühl und gleichzeitig dick wirkte, kam nicht von ungefähr. Eine sehr starke Magie hatte sich wie ein großer Mantel ausgebreitet und hielt das Feld sowie die nähere Umgebung umfangen.

Wikka verstand es Kraft ihrer Magie tatsächlich, mich in eine Art Traumlandschaft oder Traumwelt zu versetzen. Es war schwer zu erklären. Ich kann nur den Vergleich zu einem Vorhang finden, den man über die reale Welt gezogen hatte. Unwirklich und doch eine Tatsache. So sah es aus.

Ich hätte am liebsten die Augen geschlossen und wäre in einen tiefen Schlaf versunken.

Die Welt schien breiig zu werden, ich sah Jane aus dem Wagen klettern, wobei ihre Bewegungen ebenfalls müde und einschläfernd wirkten.

Nicht sie war müde, sondern mein Bewußtsein sträubte sich, die Realität zu erfassen.

Wikka hatte einen gefährlichen Zauber ausgebreitet, sie lullte mich damit ein.

Mein linker Arm sank nach unten. Und mit ihm die Beretta. Sie wurde plötzlich schwer, viel zu schwer für meine Faust. Ich öffnete sie, so daß die Pistole aus meinen Fingern rutschte, dumpf im Gras aufschlug.

Tänzelnd näherte sich Jane. Sogar ihr Gesicht sah ich. Einmal wirkte es wie ein Ballon, dann schmal wie eine Banane. Lag auf ihren Lippen nicht ein Lächeln, und warum ging sie wie eine Schlangentänzerin? Wobei sie noch sang!

Ja, ich hörte singende Stimmen.

Frauenstimmen.

Die der Hexen!

Sie schläferten mich ein, und vor Wikka bewegten sich drei Gestalten. Sirenengleich klang mir ihr Singsang in den Ohren. Eine Disharmonie von Tönen, die sich gefährlich auf mein Bewußtsein auswirkte.

Auch die drei Hexen bewegten sich so tänzelnd, gleitend wie Geister, die über dem Boden schwebten.

Die magische Traumwelt wurde immer dichter. Ich kam mir vor wie in einer Seifenblase mit einer hauchdünnen Haut, die sich immer mehr zusammenzog. Folglich wurde die Blase kleiner. Die Hexen verdeckten jetzt die Sicht auf Wikka. Feuerrote Haare hatten die drei, wobei bei einer noch grelle, fahlblonde Strähnen durchschimmerten. Der Hexenreigen wurde getanzt. Und die Musik spielte weiter.

Unsichtbare Instrumente erzeugten sie. So schrecklich ich die Klänge auch sonst empfunden hätte, hier hüllten sie mich ein, gemeinsam mit den drei Hexen, die in dunkelblaue Tücher gehüllt waren, unter denen die nackte Haut schimmerte, denn die Tücher waren durchsichtig, obwohl sie in mehreren Schichten übereinander lagen.

Die Hexen tanzten und bildeten dabei einen großen Kreis, den sie allerdings schnell verkleinerten. So konnten sie sich an den Händen fassen. Sie tanzten den Hexenreigen.

Von tanzenden Hexen hatte ich gehört oder gelesen. In der Walpurgisnacht am ersten Mai tanzten sie um den Teufel, sie wollten seine Gunst erringen.

Und jetzt tanzten sie vor meinen Augen.

Ich war nicht der Teufel, und meine Gunst wollten sie bestimmt nicht erlangen, also mußte der Tanz einen anderen Grund haben.

Mein Gehirn schien aus Knetgummi zu bestehen. Ich mußte mich unheimlich zusammenreißen, um mich von den wirbelnden Hexen und der Musik nicht betäuben zu lassen. Die Welt auf dieser Wiese hatte sich verändert, sie war eine andere geworden, aufgeladen mit Hexenmagie, die stärker wurde, je wilder die drei tanzten.

Die roten und blonden Haare flatterten, hoch flogen die Kleider, ließen viel von der nackten Haut der Hexen sehen und schwebten wieder zurück, um sich eng an die Körper zu schmiegen. Wikka feuerte ihre Untertanen an.

Ich hörte sie rufen. Es waren heisere Schreie, die über diese Wiese hallten und die drei Hexen zu einem noch wilderen Reigen antrieben. Sie tanzten so heftig, daß ich sogar den Wind spürte, den sie entfachten, als sie ihre Kreise drehten. Und ich geriet immer stärker in den Sog ihrer unheimlichen Magie. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren. Immer wieder glitten meine Gedanken ab, sie wurden weniger pessimistisch, und jemand wollte mir einreden, daß doch alles nicht so schlimm wäre.

Es war schlimm…

Die Hexen tanzten ihren wilden Reigen, wurden von Wikka angefeuert, und es gab noch jemanden, den ich schon fast vergessen hatte, der sich allerdings zu den anderen gesellen wollte. Jane Collins!

Sie hatte längst den Wagen verlassen. Wie ein Raubtier bewegte sie sich weiter. Schleichend, leicht geduckt, als hätte sie Angst, etwas zu verpassen.

Sie ließ mich dabei nicht aus den Augen und auch nicht die Hexen, die jetzt ihre Magie ausspielten, vom Boden abhoben, sich allerdings weiter festhielten und mich an Fallschirmspringer erinnerten, die in der Luft Figuren bildeten. So ähnlich war es auch mit den Hexen! Und dann erkannte ich, weshalb sie den Kreis gebildet hatten und um ihn wirbelten. Sie wollten das Messer! Die Waffe des Rippers.

Hatte sie sich im Wagen noch in Janes Hand befunden, so materialisierte sie jetzt über den kreisenden Hexen, und seine Existenz wurde mit einem wilden Schrei begrüßt, der gleichzeitig aus drei Kehlen drang und sich wie einer anhörte. Wer würde das Messer bekommen?

Wahrscheinlich Jane Collins, doch damit war ich nicht einverstanden. Ich wollte es haben. Wenn ich das Messer des Rippers zwischen die Finger bekam, konnte ich es zerstören und brauchte keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Meine Bewegungen glichen denen einer Schnecke. Ich strengte mich sehr an, holte alles aus meinem Körper heraus, aber es blieb ein Vorsatz. Ich erreichte das Messer einfach nicht, denn hatte ich einen Schritt geschafft, dann erschien es mir, als würde ich gegen eine Wand laufen, von der ich wieder zurückfederte. Es war zum Heulen.

Mit solchen Schwierigkeiten hatte Jane Collins nicht zu kämpfen. Sie konnte sich wunderbar bewegen, frank und frei ging sie über die Wiese zu den hohen Ulmen, wo die drei Hexen ihren Tanz aufführten.

Und Wikka schaute zu.

Noch immer war sie von einer grünen Aureole umgeben, ein magischer Schutzschirm, den ihr der Teufel gegeben haben mußte, den Asmodis konnte Wikka wirklich dankbar sein, daß sie zu ihm hielt. Aber Hexen haben schon immer den Teufel angebetet, warum sollte Wikka da eine Ausnahme machen? Die Hexen und der Teufel gehörten nun mal zusammen. Das war so, und das würde so bleiben.

Das Messer schwebte dicht über dem Hexenkreis. Dabei schien es, als würde es von den wilden Bewegungen der Dämoninnen in der Luft gehalten.

Jane sollte es bekommen. Um damit zu töten! Sie ging jetzt schneller. Den Kopf hatte sie in den Nacken gelegt, das lange blonde Haar fiel bis auf den Rücken, die Augen glänzten matt. Hoch hatte sie ihre Arme erhoben. Die Finger waren gespreizt.

Ihr Ziel war das Messer.

Und ich konnte nichts tun, um es zu verhindern. Trotzdem versuchte ich es. Ich kämpfte mit meinem Willen und meinen Gedanken. Ich wollte die Kraft der Hexen und den Ring, den sie um meinen Kopf gelegt hatten, radikal zerstören, aber selbst mit geistiger Kraft kam ich dagegen nicht an. Die anderen waren zu stark.

Diese teuflischen Weiber besaßen eine Kraft, die schon mit der eines starken Dämons zu vergleichen war. Es war grauenhaft. Ich taumelte von einer Seite zur anderen wie ein Betrunkener und wunderte mich, daß ich noch die Kraft hatte, mich auf den Beinen zu halten. Normalerweise hätte ich schon längst umkippen müssen. Doch irgendwo in meinem Unterbewußtsein gab es eine Sperre, die mir mitteilte, daß es mein Untergang war, wenn ich jetzt fiel.

Lag ich am Boden, war dies ein Zeichen der Niederlage, dann hatten die anderen triumphiert. Und mein Kreuz?

An diesen wertvollen Talisman klammerte ich mich fest wie ein Schiffbrüchiger an die Planken. Es konnte mir helfen, es mußte mir helfen, und es tat auch etwas, denn in meinem linken Arm spürte ich seltsamerweise die Schwere nicht so stark wie im rechten. Ihn konnte ich normal bewegen. Jane erreichte das Messer.

Aus meiner Sicht wirkte es so, als läge zwischen ihm und mir ein Wasserschleier. Die Klinge war regelrecht krumm und im nächsten Augenblick wie zu einem Fragezeichen gebogen. Janes Hände schnappten zu.

Sie waren dabei wie die Krallen eines Raubvogels, der sie in die Beute schlug.

Die drei Hexen wußten genau, was sie zu tun hatten. Sie öffneten den Kreis, damit ihre neue Freundin an die Waffe gelangen konnte. Ich hörte Janes Triumphschrei, als sie endlich den Griff zwischen ihren Fingern spürte und die Arme sofort an den Körper zog.

Jetzt war sie wieder bewaffnet - und gefährlich! Jane ging zurück und fuhr gleichzeitig herum, wobei sie beide Arme hochriß und mit weit geöffneten Augen die Klinge anstierte.

Jetzt war sie stark. Und ich war der Gegner.

Sofort wandte sich die Detektivin mir zu, und die drei anderen Hexen lösten den Kreis auf. Sie traten zurück, bildeten ein Dreieck, dessen Grundlinie zu mir hindeutete und das für Wikka gedacht war, denn die Oberhexe stellte sich in das Dreieck, um die nächsten Ereignisse zu beobachten.

Sie haßte mich. Dieser Haß sprühte in ihren Augen. Sie haßte überhaupt alles, was mit dem Reinen, dem Guten zusammenhing, für sie gab es nur die Macht des Teufels.

Was ihre Vorgängerinnen im Mittelalter noch versucht und nicht geschafft hatten, wollte sie in der Neuzeit fertig bringen. Der alte Hexenkult sollte endlich zu seiner vollen Blüte aufsteigen. Dabei ging

sie methodisch voran, sammelte immer mehr Dienerinnen um sich. Zudem gab es genügend Frauen, die sich bereit erklärten, den Weg mit Wikka zu gehen. Es waren die Enttäuschten, diejenigen, die es satt hatten, nur den Männern und der Technik zu dienen.

Sie wollten die Magie, sie wollten den Satan. Wie auch Jane Collins. Eine Kämpferin gegen das Böse war sie gewesen. Nun hatte die andere Seite hart zugeschlagen und sie in ihre Gewalt gebracht.

Eine schlimme Sache, wie ich fand, und ich wußte nicht, ob Jane jemals da wieder herauskam.

Im Moment jedenfalls sah es nicht danach aus, denn sie näherte sich mir, hielt beide Hände um den Griff gekrallt und hatte die Arme hoch erhoben.

Ich konnte die Klinge genau erkennen. Sie flimmerte, als würde sie von einem heißen Luftstrom umweht, und hinter ihr erkannte ich Janes Gesicht. Da sie das Messer genau in der Mitte hielt, sah ihr Gesicht wie gespalten aus.

Wie viele Schritte trennten uns noch? Fünf, sechs oder zehn? Mir fiel es schwer, die Entfernung abzuschätzen, weil alles so verzerrt war. Nichts Normales mehr. Die Luft war anders, auch der Boden, denn die Hexen hatten die nähere Umgebung verzaubert. Den Wagen sah ich kaum mehr, weil sich Nebelschleier vor ihn gelegt hatten, und das seltsame Zwielicht hatte weiterhin Bestand. Es war der Schutz für die gefährlichen Hexen. Ich mußte etwas tun.

Meine Pistole konnte ich nicht mehr einsetzen. Sie lag im feuchten Gras. Einzig und allein das Kreuz, das mir schon so oft beigestanden hatte. Diesmal auch?

Das Messer zitterte, als läge zwischen mir und ihm eine Hitzewand. Ich trug selbst noch den Silberdolch bei mir, aber ich schaffte es einfach nicht, an die Waffe heranzukommen. Trotz der Kühle war ich schweißgebadet. Die Feuchtigkeit hatte sich auf meiner Stirn gesammelt, verdichtet und rann in kleinen, hellen Bahnen gegen meine Augenbrauen, von denen sie aufgehalten wurden.

Kam ich hier noch weg? Oder würde mich hier mein Schicksal ereilen? Dann hörte ich Wikkas Befehl. Dumpf erreichten ihre Worte meine Ohren, als sie Jane Collins zurief: »Töte ihn!«

So etwas wollte die Detektivin hören. Sie beeilte sich noch mehr. Riesengroß tauchte sie vor mir auf, eine teuflische Gestalt jetzt, nur äußerlich war sie noch Jane Collins, innerlich gehörte sie dem Teufel, denn sie hatte ihre Seele an den Satan verloren. Stach sie zu?

»Jane…« Ich krächzte ihren Namen. Und noch einmal: »Jane …«

Sie hörte nicht. Unbeirrbar ging sie ihren Weg, wobei sie so nahe an mich herankommen wollte, daß ich keine Chance mehr hatte. Die Magie wurde stärker. Ich spürte ihren Anprall. Wikka hatte reagiert, sie wollte mich endgültig und für alle Zeiten vernichten. Diesmal

gelang es mir nicht mehr, ruhig stehenzubleiben. Ich taumelte ein paar Schritte zur Seite, knickte in den Knien ein und wußte, daß ich nicht fallen durfte, wenn ich am Leben bleiben wollte.

Wie ich den linken Arm hoch bekam, weiß ich nicht mehr, auf jeden Fall sah ich die Hand mit dem Kreuz dicht vor meinen Augen, bewegte den Kopf nach vorn und hörte hinter mir Janes Schrei.

Jetzt hatte sie die richtige Distanz.

In diesem Moment berührte das Silber meine Stirn.

Da wurde alles anders!

***

Suko hatte die Strecke in Rekordzeit geschafft. Er war nicht nur ein ausgezeichneter Motorradfahrer, sondern konnte auch mit dem Bentley umgehen. Als er den Wagen in die Tiefgarage lenkte und auf seinem Stammplatz abstellte, atmete er auf. Die Sorgen allerdings waren geblieben. Der Chinese fragte sich, wie es seinem besten Freund ergangen sein mochte. John war mit dem Krankenwagen gefahren, aber nicht allein, denn Jane Collins war bei ihm.

Eine Jane Collins, die nicht mehr so war wie früher. Der Satan hatte hart und erbarmungslos zugeschlagen. Er hatte sich die Detektivin einfach geholt. Wie leicht das gewesen war, machte Suko nachdenklich, denn er dachte dabei auch an Shao, seine Freundin. Es war durchaus möglich, daß ihr einmal das gleiche passierte, und davor hatte Suko Angst. Wie sollte er Shao schützen? Er konnte nicht die Wohnung verbarrikadieren oder sie in einem Keller verstecken, nein, das wäre ihr auch nicht recht gewesen, die beiden führten ein normales Leben, wenn das Wort normal auch nicht so recht paßte. Aber sie hatten sich an ihre Gegner gewöhnt.

Im Fahrstuhl begegnete Suko einem jungen Pärchen. Von beiden wurde er scheu gemustert. Der Junge hatte seine Arme um die Freundin gelegt, als wollte er damit andeuten, die bekommst du nicht.

Als Suko den Lift verließ, nickte er den beiden zu, die endlich befreit lächelten.

Der Gang war leer. Suko klimperte mit den Schlüsseln. Shao hatte ihn bereits gehört, denn sie öffnete die Tür, als ihr Freund noch draußen stand. »Wie war es?«

Suko hob die Schultern, drückte sich an Shao vorbei und schloß die Wohnungstür.

Die Chinesin hielt seinen Arm fest und drehte Suko herum. Sie schaute ihn an. Auf ihrem Gesicht stand deutlich die Sorge zu lesen, die sie empfand.

»Bitte, Suko, sag mir, wie es war!«

»Schlimm.«

»Ehrlich?«

»Ja.« Suko holte tief Atem. Er löste sich von Shao und ging in den Wohnraum, wo er sich in einen Sessel fallen ließ und die Beine ausstreckte.

Shao nahm ihm gegenüber Platz. Sie wußte, daß sie jetzt nicht mehr fragen sollte, wenn Suko etwas zu sagen hatte, dann würde er von allein damit herausrücken.

Sie hatte sich nicht geirrt. Der Inspektor begann zu sprechen. »Jane hat keine Chance mehr!«

»Wieso Jane?«

Suko schaute auf, lächelte knapp und schlug sich gegen die Stirn. »Entschuldige, du weißt ja überhaupt nicht, was alles vorgefallen ist.« Er berichtete haarklein.

Shao wurde immer blasser und schien sich in den großen Sessel zu verkriechen. »Ist das tatsächlich alles wahr?«

»Leider.«

»Und Jane ist nicht mehr so wie früher?«

»Nein, in ihr steckt der Geist des Rippers. Ein Geist, der im letzten Jahrhundert den Körper eines Mörders angetrieben hat. Ich sehe auch im Augenblick keine Chance, etwas zu ändern.«

»Aber das ist ja schrecklich«, hauchte Shao. »Jane in den Klauen eines anderen, ich kann es nicht glauben.« Sie schüttelte den Kopf, und ihre langen schwarzen Haare flogen.

Suko gab ihr recht. »Es ist kaum zu fassen. Wir müssen uns aber mit den Tatsachen abfinden.«

»Was können wir tun?« Diese Frage stellte Shao nach einer Schweigepause.

Suko senkte den Blick. Gleichzeitig hob er die Schultern. »Ich habe keine Ahnung, wirklich nicht.«

»Aber wir können doch nicht untätig herumsitzen.«

»Nein, das nicht.« Suko schlug die Beine übereinander. »Ich will erst einmal sehen, was geschieht, wenn John zurückkommt. Er hat Jane schließlich zur Klinik gebracht.«

Shao schüttelte sich, als hätte jemand Eiswasser über ihren Kopf gegossen. »Klinik«, flüsterte sie. »Wenn ich das schon höre. Jane ist doch keine Geisteskranke.«

»Weißt du eine andere Möglichkeit, oder fällt dir ein besserer Begriff ein?«

»Man darf doch mal laut nachdenken.« Ihre Stimme klang scharf. Suko hatte dafür Verständnis. Erst jetzt spürte auch Shao den Schock, denn sie begann zu begreifen, was das eigentlich bedeutete. Das Sinclair-Team war auseinandergerissen worden. Brutal hatten die Gegner zugeschlagen. Getötet worden war niemand, aber konnte man das andere nicht als ebenso schlimm bezeichnen? Die Chinesin hielt es in ihrem Sessel nicht mehr aus.

Sie sprang hoch und verließ mit hastigen Schritten das Zimmer. Suko sah Tränen in ihren Augen.

Ihm war kaum anders zumute. Er senkte den Kopf und stützte sein Kinn in beide Hände. Dieser Schlag war nicht so schnell zu verkraften. In der letzten Zeit hatten sie Jane schon zurückgehalten, sie war nicht mehr so in den Vordergrund getreten. Sicherheit ging vor, doch nun mußten sie sich eingestehen, daß es umsonst gewesen war. Die andere Seite hatte kalt reagiert und genau abgewartet.

Shao kam zurück. Sie putzte ihre Nase. »Entschuldige«, sagte sie und hob die schmalen Schultern. »Es kam eben alles ein wenig plötzlich für mich.«

»Ich möchte auch am liebsten heulen.«

Shao nahm auf der Lehne neben Suko Platz und legte ihre Hand auf sein Haar. »Ich frage mich natürlich jetzt, wie das alles weitergehen soll«, murmelte sie.

»Eine Lösung weiß ich auch nicht.« Suko war ehrlich. »Also müssen wir uns damit abfinden, daß Jane nicht mehr zu uns gehört - oder?«

»Vorerst ja.«

»Kann man denn nichts tun?«

»John versucht alles. Auch ich werde mich hineinknien. Vielleicht ist etwas durch Tiefenhypnose zu erreichen. Möglicherweise kann ihr jemand den Geist austreiben.«

»Das muß einfach gelingen.«

»Wir wollen es hoffen.«

Plötzlich hatte Shao eine Idee. »Du hast eben Tiefenhypnose gesagt?«

»Ja.«

»Da fällt mir Tanith ein.«

Suko hörte die Antwort, schaute Shao an und lächelte. »Das kann die Lösung sein, Mädchen. Mensch, daß ich darauf nicht gekommen bin. Natürlich, Tanith. Wenn es jemand schafft, dann nur sie. Oder sehe ich das zu optimistisch?«

»Glaube ich nicht.«

»Darüber werden wir mit John reden, wenn er zurück ist.«

»Wann will er denn kommen?«

Suko hob die Schultern. »Kann ich nicht sagen. Er wird sich natürlich um Jane kümmern und ein erstes Gespräch mit den Ärzten haben. Vielleicht in einer Stunde.«

»Ich bleibe solange auf«, erklärte Shao.

»Frag mich mal.«

Sie rutschte von der Lehne. »Da die Nacht noch lang ist, könnte ich uns einen Tee kochen.«

Suko war einverstanden. Shao ging zur Küche und befand sich noch auf dem Weg, als das Telefon klingelte. Fast schmerzhaft schnitt das Geräusch durch die Stille. Die Chinesin blieb sofort stehen und drehte

den Kopf, wobei sie den beigefarbenen Apparat anschaute.
»Ob das John ist?« hauchte sie.
»Möglich.«
Suko war schon aufgestanden und schritt auf das Telefon zu. Er hob ab und meldete sich mit ruhiger Stimme. »Ja, Sir, ich bin da.«
Nach dieser Antwort wußte Shao Bescheid. Der Superintendent hatte angerufen. Er war wie immer informiert worden und wollte sich über den Stand der Ermittlungen erkundigen. Suko gab ihm die Auskünfte.
Sir James zeigte sich überrascht. »Ich habe nichts von John Sinclair gehört.«
»Wußten Sie denn, in welche Klinik Jane gebracht werden sollte?« fragte Suko.
»Ja, der Chef der Mordkommission hat mich darüber informiert. Aber bisher sind John Sinclair und Miss Collins dort noch nicht eingetroffen. Ich habe mich bereits erkundigt.«
Suko lief es kalt über den Rücken hinunter, und er schwieg.
»Haben Sie keine Erklärung?«
»Nein, Sir, die habe ich nicht. Möglicherweise ist unterwegs etwas passiert.«
»Ja, das befürchte ich auch. Sie hätten ihn eben nicht allein fahren lassen sollen.«
Suko verzog das Gesicht. »Das ist einfach gesagt, Sir, aber Sie kennen John Sinclair doch.«
»Natürlich kenne ich ihn. Doch ändern können wir daran nichts. Gar nichts. Wir müssen warten, bis wir etwas von ihm hören. So leid es mir tut.«
»Soll ich die Strecke noch einmal zurückfahren?« schlug der Chinese vor.
»Das wird wohl kaum Zweck haben. Ich warte noch eine halbe Stunde. Danach setze ich einige Hebel in Bewegung. Kann sein, daß ich Sie brauche. Bleiben Sie solange in der Wohnung, und geben Sie mir Bescheid, falls sich etwas Neues ereignet.«
»Das werde ich, Sir.«
»Dann können wir nur hoffen, daß alles glatt geht und Miss Collins wieder normal wird.«
»Und wenn nicht, Sir?«
Der Superintendent räusperte sich. Suko schien es, als hätte er Angst vor der Antwort. Er gab sie auch nicht direkt, sondern umschrieb die Lage.
»Miss Collins ist vom Geist des Rippers beseelt. Und dieser Geist will töten, das haben wir erlebt. Welche Möglichkeiten es gibt, ihn zu stoppen, wissen Sie selbst.«
Suko nickte nur. Dann war die Verbindung unterbrochen. Nachdenklich blieb der Chinese neben dem Telefon stehen und

schaute auf seine Hand, die den Hörer festhielt und zitterte. In seinem Nacken spannten sich die Muskeln. Er hatte plötzlich Angst, denn was Sir James bei seiner letzten Antwort umschrieben hatte, bedeutete nichts anderes, als daß Jane notfalls getötet werden mußte, wenn es keine andere Chance gab. Suko merkte Shaos Berührung an seinem Rücken.

»Was hat er gesagt?« hauchte sie.

Der Chinese legte den Hörer auf. Er gewann damit einige Sekunden und konnte sich eine Ausrede überlegen, denn auf keinen Fall wollte er Shao die Wahrheit mitteilen.

»Er macht sich natürlich Sorgen. Nicht nur um Jane Collins, sondern auch um John.«

»Ist mit ihm auch etwas?«

Suko drehte sich um und blickte in Shaos fragendes Gesicht, in dem auch die Sorge zu lesen stand. »Ja, John ist noch nicht in der Klinik eingetroffen.«

»O Gott.« Shao ging zurück und drückte ihre flache Hand gegen die Lippen. »Stimmt das?«

»Ich würde dich nicht anlügen.«

»Dann ist ihnen was passiert.«

Suko wiegte den Kopf. »Das ist nicht sicher. Wir müssen erst einmal abwarten.«

»Du willst mich nur beruhigen.«

Der Chinese schaute seine Freundin an. Im Prinzip hatte sie recht. Er schaute in Shaos Gesicht, doch an sie dachte er nicht, sondern an Jane Collins. Wenn alle Stricke rissen und nichts mehr zu machen war, mußte sie getötet werden. Eine grauenhafte Vorstellung!

***

In meinem Kopf hatte es eine Explosion gegeben. Allerdings in positivem Sinne. Die Berührung mit dem Kreuz hatte das geschafft, was ich erreichen wollte. Ich konnte wieder frei denken.

Die Magie war durch die wundersame Kraft vertrieben worden. Alles sah ich klar, nichts war mehr verschwommen, auch Jane Collins, die mit ihrem verdammten Messer schon sehr nahe an mich herangekommen war. Fast zu nah.

Ich wurde zur Kampfmaschine. Eine Drehung nach rechts, kein Zuschlagen mit dem Kreuz, dafür riß ich den Fuß hoch und hoffte, daß der gezielte Karatetritt traf. Ja, ich hatte Glück.

Unter den rechten Messerarm hämmerte meine Schuhspitze. Sie schleuderte ihn hoch und zurück, wobei die Wucht des Trittes Jane Collins fast von den Beinen riß. Auf jeden Fall hatte sie Schwierigkeiten, das Gleichgewicht zu bewahren. So hatte ich sie vom Hals.

Blieben die anderen vier. Und bei ihnen befand sich Wikka. Natürlich hatten die Hexen gesehen, wie ich mich plötzlich wehren konnte, und augenblicklich entschlossen sie sich zu einem gefährlichen Gegenzauber, den Wikka einleitete. Auf ihren Ruf hin lösten die drei Hexen das Dreieck. Sie liefen in verschiedene Richtungen, um mich einzukreisen. Wikka aber beugte den Kopf vor, und ich sah abermals die Schlangen aus ihrem Haar wischen. Diesmal hatten sich die fingerschmalen, grünlich schimmernden Tiere nicht mich ausgesucht, sondern zwei Bäume.

Sie hieben in die Rinde der Stämme wie Messer. Kaum hatten sie die Ulmen berührt, als sie ihre Kraft ausspielten. Feuer loderte auf!

Ich sah noch den rötlichen Blitz, hörte das Knistern und Bersten, im nächsten Augenblick befanden sich vor mir zwei lodernde Wände, die ihre Hitze gegen mich abstrahlten, meine Gesichtshaut fast rösteten und mich zum Rückzug zwangen. Wikka stand zwischen den Bäumen, Ihr machte das Feuer nichts aus, sie hatte es schließlich gelegt, und sie griff mich weiterhin frontal an. Über den Boden schoß plötzlich eine Flammenspur, die ihrem Willen gehorchte und sich von dem Feuer eines Baumes gelöst hatte. Wie eine Schlange war sie. Wo sie das Gras berührte, setzte sie es augenblicklich in Brand.

Das war kein normales Feuer, obwohl es so reagierte und auch die unbarmherzige Hitze abstrahlte, die mich immer weiter zurücktrieb, so daß ich schon den Straßengraben erreichte und hinüberspringen mußte. Auf dem Asphaltband blieb ich stehen, starrte in die wabernde Wand und sah, daß sie sich an den Rändern weiter ausbreitete.

Die Flammen konnten leicht den Ambulanzwagen erreichen und ihn in Brand setzen. Wenn das eintrat, gab es für den Arzt und auch für den Fahrer keine Rettung mehr. Die über den Boden laufenden Flammen waren nicht hoch. Sie reichten mir etwa bis zur Hüfte. Dahinter jedoch sah ich die gewaltigen brennenden Bäume, bizarre Fackeln mit lodernden Ästen und Zweigen, die hinter den Flammen wie schwarze Totenarme wirkten. Ein gespenstisches Bild bot sich meinen Augen, und ich sah auch meine Gegnerinnen. Sie waren von dem Feuer nicht erfaßt worden, befanden sich allerdings in dessen Nähe, was ich nicht hätte aushalten können, doch ihnen schienen die abgestrahlte Hitze nicht zuzusetzen.

Ganz links sah ich Jane. Sie hielt noch immer das Messer fest. Der heiße, die Flammen umwabernde Kranz ließ ihre Gestalt zittrig erscheinen.

Den anderen erging es ebenso. Auch sie hielten sich außerhalb der Flammen auf und sahen aus wie fremde Wesen aus dem All, die nur für einen begrenzten Zeitraum menschliche Körperformen angenommen hatten.

Krachend flogen die ersten Äste weg. Es gab regelrechte Explosionen,

und sie sprühten wie Raketen in den dunklen Himmel über dem gewaltigen Feuer.

Ich mußte meine Augen mit der Hand abschirmen, da die Blendung zu stark wurde. Dann fuhr ein Windstoß in die Flammen, bog sie nach vorn, daß ich das Gefühl hatte, sie würden sich vor mir verneigen. Das taten sie allerdings nicht, dafür brachten sie die Hitze, die mir vorkam wie die Höllenglut. Ich mußte mich an den gegenüberliegenden Straßenrand zurückziehen, während vor mir auf dem Belag die Schatten vom Widerschein des Feuers tanzten. Wieder schaute ich auf den Wagen.

Er war noch nicht erreicht worden, aber das Feuer erhellte die unmittelbare Umgebung des Fahrzeugs, so daß ich auf die offene Heckklappe sehen konnte. Und dort bewegte sich etwas.

Es war Dr. Alwin Brenner. Auf Händen und Füßen kroch er dem Ausstieg entgegen. Hören konnte ich nichts, nur sehen. Sein Gesicht wirkte, als würden Schreie aus seinem offenen Mund dringen, doch sie gingen im Fauchen der Flammen unter. Der Arzt winkte verzweifelt. Er traute sich nicht, den Wagen zu verlassen. Im Gegenteil, jetzt zog er sich sogar wieder zurück. Auch die Hexen hatten ihn gesehen. Es war nicht Jane Collins, die sich löste und auf den Wagen zulief, sondern eine andere. Ihre roten Haare flatterten dabei, sie fuchtelte mit den Armen, denn sie hatte das Opfer für sich entdeckt.

Mein Herz klopfte plötzlich schneller. Alwin Brenner konnte nicht ahnen, was ihn erwartete, er würde völlig durchdrehen und auch wehrlos sein. Zudem war er noch durch seine Verletzung gehandikapt, so daß die Hexe leichtes Spiel hatte. Das durfte ich nicht zulassen.

Auf meine eigene Sicherheit pfiff ich. Erreichen konnte ich den Wagen vor der Hexe nicht mehr, so blieb mir nur die Chance, sie mit einer Kugel zu stoppen.

Geweihte Silberkugeln halfen gegen Hexen, das war mir bekannt. Rasch griff ich zur Beretta - und fand das Holster leer. Verdammt, ich hatte vergessen, daß die Waffe noch immer im Gras lag.

Jetzt wurde es für Alwin Brenner kritisch. Blieb der geweihte Silberdolch, den ich noch schleudern konnte, aber dazu mußte ich näher an den Wagen heran und damit auch näher an das Feuer.

Den direkten Weg konnte ich nicht nehmen, ich wäre sonst in die Flammen hineingelaufen. Ich mußte einen großen Bogen schlagen, um den Wagen zu erreichen.

Das kostete natürlich Zeit. Und die konnte von meinen Gegnerinnen ausgenutzt werden.

Mit gewaltigen Schritten jagte ich über die Straße. Das Feuer mußte längst entdeckt worden sein, wahrscheinlich befanden sich schon die Löschtrupps unterwegs, und wenn Menschen eintrafen, wurde es noch gefährlicher, denn die Hexen konnten sich dann auf die wehrlosen

Opfer stürzen.

Weiter vor mir sah ich zwei helle Lichter. Dort fuhr ein Wagen heran. Der Fahrer würde die Flammen sehen und wahrscheinlich stoppen. Damit lief er in sein Verderben.

Ich rannte noch schneller. Auf die Straße stellen und versuchen, den Wagen anzuhalten, das klappte nicht mehr. So viel Zeit hatte ich nicht. Zudem befand sich die verdammte Hexe bereits dicht am Hintereingang des Ambulanzwagens, sie brauchte nur noch einzusteigen.

Der Schrei löste sich wie von selbst aus meiner Kehle. Ich hoffte, daß er auch gehört wurde.

Ja, sie hörte ihn. Die Hexe stoppte, duckte sich und kreiselte auf der Stelle herum.

Wo sie stand, waberten noch keine Flammen. Mein Blick war ziemlich klar, sie sah mich, ich sah sie. Hinter mir wimmerten Reifen über den Asphalt. Der Fahrer hatte gebremst, als er das Feuer entdeckte. Warum fuhr er nicht weiter? Er konnte doch nichts tun.

Die Hexe duckte sich, als hätte sie einen Schlag erhalten. Dann schnellte sie in den Wagen.

Den Dolch hielt ich in der rechten Hand. Ich hatte den Arm auch schon nach hinten gedrückt und ausgeholt, jetzt schleuderte ich ihn nach vorn, um das Messer zu werfen. Da war die Hexe verschwunden.

Im letzten Augenblick konnte ich noch zupacken, sonst wäre mir der Dolch aus der Hand gerutscht.

Gleichzeitig hörte ich die Hexen kreischen, drehte mich nach rechts und sah mit Schrecken, daß Wikka inmitten der Feuerwand stand und sie dirigierte.

Diesmal auf mich zu.

Die anderen Hexen und auch Jane Collins entdeckte ich nicht, die tanzenden Flammenzungen nahmen mir die Sicht, aber Wikkas Anblick reichte mir völlig. Noch etwas schoß mir dabei durch den Kopf. Das Feuer tat ihr nichts, es waren also magische Flammen, die mit Magie gelöscht werden konnten. Sollte ich es mit dem Kreuz versuchen?

Ich hörte den Schrei! Er war aus dem Wagen geklungen, und ich konnte mir gut vorstellen, was sich dort abspielte. Dr. Alwin Brenner wurde mit dem Grauen konfrontiert, und die Hexe würde ihn angreifen.

Ich ließ Wikka in Ruhe und enterte mit einem Sprung den Wagen. Das Feuer und die noch immer brennende Notbeleuchtung gaben genügend Licht, um sich orientieren zu können.

Die Hexe hatte den Arzt in eine Ecke gedrängt. Er lag zwischen den Teilen der umgestürzten Regale und zuckte auf und nieder, als hätte sein Körper mehrere Stromstöße erhalten. Die Hexe hatte sich über

ihn gebeugt, die Arme ausgestreckt und faßte ihn an. Wahrscheinlich war sie für seine Reaktionen verantwortlich.

In meinem Rücken spürte ich die heiße Welle der Flammen. Sie schienen mir meine Kleidung vom Körper brennen zu wollen, doch darauf konnte ich jetzt keine Rücksicht mehr nehmen. Der Arzt und auch die Hexe waren wichtiger. Geduckt taumelte ich durch den Laderaum. Taumelnd deshalb, weil ich ununterbrochen über die am Boden liegenden Gegenstände steigen mußte. Sie lagen kreuz und quer, manchmal auch hochkant, so daß sie regelrechte Stolperfallen für meine Füße bildeten.

Ich hätte der Hexe das Kreuz in den Rücken hämmern können, doch ich wollte sie noch reden hören. Mein rechter Arm schnellte vor, die Finger krallten sich in ihre Schulter und klammerten sich fest.

Das heisere Stöhnen des am Boden liegenden Arztes schnitt mir durch Mark und Bein, und es bewies mir, daß ich keine Zeit mehr verlieren durfte, wenn ich noch etwas retten wollte. Wuchtig riß ich die Hexe herum. Als sie sich mit mir auf gleicher Höhe befand und ich ihr verzerrtes Gesicht sah, stieß ich sie von mir, so daß sie mit dem Rücken gegen die Außenwand der Fahrerkabine dröhnte und durchgeschüttelt wurde. Sie hatte den Mund weit aufgerissen, fauchte wie eine wütende Katze, hielt die Arme ausgebreitet und stierte mit verdrehten Augen auf die silberne Dolchspitze, die dicht vor ihrer Kehle zur Ruhe gekommen war. Für sie mußte es das Grauen persönlich sein, denn ich hatte zudem noch mein Kreuz umgehängt, das wesentlich stärkere Dämonen vernichten konnte als sie.

»Rühr dich nicht!« fuhr ich sie an. »Eine dumme Bewegung, und es ist um dich geschehen!«

Sie hatte meine Worte sehr wohl verstanden, denn sie zitterte vor Haß, Furcht und Wut. Den Mann hatte sie nicht töten können, diesmal war ich schneller gewesen, und ich warf einen raschen Blick nach links, wo Dr. Alwin Brenner am Boden lag.

»Können Sie aufstehen?« fragte ich ihn.

»Ja.«

Seine Antwort war kaum zu verstehen. Noch immer sah ich das Blut auf seinem Kopf und seinem Gesicht, aber er hatte sich so weit erholt, daß er mir eventuell zur Seite stehen konnte. Ächzend kam er auf die Füße. Es war eine Qual für ihn, und er mußte sich an der Wand mit den flachen Händen abstützen, um überhaupt Halt zu finden.

In der Rechten hielt ich den Dolch, mit der Linken unterstützte ich ihn, grub die Finger in seine Achselhöhle und zog ihn in die Höhe, so daß er endlich auf seinen eigenen Beinen stehen konnte. Er löste eine Hand von der Wand und wischte einen Teil des Blutes aus seinem Gesicht, so daß er besser sehen konnte und der rote Lebenssaft ihm nicht mehr in die Augen rann. Der Mann mußte mir helfen. Allein

kam ich nicht weiter, denn ich dachte an die draußen lauernden Hexen und an Jane Collins. Ich vernahm schon die Sirenen, die Feuerwehrwagen konnten jeden Augenblick eintreffen.

»Wenn Sie den Dolch nehmen und auf die Hexe aufpassen, kann nichts geschehen!« wies ich den Mann an und schaute ihm in die Augen. Er war zwar erschöpft, fertig, aber er nickte. Ich riskierte es und reichte ihm den Dolch. Das ging sehr schnell, so daß die Hexe nicht dazu kam, überhaupt etwas zu unternehmen. Der Dolch blieb praktisch vor ihrer Kehle.

»Wenn sie etwas versucht, stoßen Sie zu!« befahl ich dem Arzt. Dr. Brenner nickte. Sprechen konnte er nicht. Seine Kehle war zugeschnürt.

Ich nickte ihm noch einmal zu, machte kehrt und verließ den Wagen wieder…

***

In seinen Beinen hatte er weder Gefühl noch Kraft. Jeden Augenblick mußte er zusammenbrechen, aber er dachte an die Worte des Geisterjägers und mobilisierte seine letzten Kräfte. In der rechten Hand hielt er die silberne Klinge. Seine Finger umklammerten den Griff sehr hart. Wie kleine Berge sprangen die mit dünner Haut überzogenen Knöchel hervor. Zum Glück hatte er die linke Hand frei, konnte den Arm spreizen und sich an der Innenwand des Gefährts abstützen.

So stand er da. Er wußte nicht genau, was geschehen war, aber er ahnte, daß es um sein Leben ging.

Die Hexe belauerte ihn. Bei ihr hatte sich die Spannung ein wenig gelöst, denn sie wußte genau, daß dieser Mann vor ihr nicht die Klasse und Stärke eines John Sinclair besaß. Er war wesentlich schwächer und hatte längst nicht die guten Nerven.

Aber da war noch das Messer.

Das konnte auch ein Kind festhalten. Die Klinge befand sich sehr dicht an ihrer Kehle, ein leichter Druck nur reichte aus, um sie ins Fleisch zu stoßen.

Was das bedeutete, wußte die Hexe. Ihren Tod!

Deshalb mußte sie es anders versuchen. Nicht mit Gewalt. Die Hexen waren unter anderem wegen ihrer Hinterlist und Tücke bekannt. So etwas beherrschte auch die Hexe mit den feuerroten Haaren. Sie lächelte.

Es war ein raffiniertes Lächeln, lauernd und wissend zugleich, und der junge Arzt reagierte sofort.

»Bleib nur ruhig«, zischte er, »sonst stoße ich zu. Bei Gott, ich tu's!« Er sprach rauh, man merkte ihm an, wie sehr er unter dem momentanen Streß litt.

Die Hexe lächelte. »Was hast du denn, mein Kleiner? Warum bist du auf einmal so aufgebracht? Ich will nichts von dir. Bestimmt nicht. Aber schau mich an.«
»Nein!«
»O, wie schade. Gefalle ich dir nicht? Habe ich nicht einen wunderschönen Körper? Wenn du genau hinsiehst, dann schimmert meine helle Haut durch die dunklen Tücher. Und helle Haut liebst du doch, oder?«
»Ich will es nicht.«
»Ach, stell dich nicht so an. Du darfst nicht auf Sinclair hören. Er hat keine Ahnung. Ich biete dir alles, was du dir wünscht. Du hast dir doch sicherlich schon einige außergewöhnliche Dinge gewünscht, nicht wahr?«
»Du sollst dein Maul halten.«
»Aber wieso denn? Davon hat John Sinclair nichts gesagt. Oder hast du etwas gehört?«
»Nein.« Dr. Brenner hatte geantwortet, obwohl er es überhaupt nicht wollte. »Na bitte.«
»Komm, laß uns gehen, wir beide allein. Wir verschwinden an ein stilles Plätzchen, wo wir ganz allein sind. Nur wir beide, mein Kleiner.«
»Ich will nicht.«
»Kannst du einer Frau widerstehen?«
»Du - du bist keine Frau!«
Da lachte die Hexe. »Was bin ich dann? Ich sehe aus wie eine Frau. Und zwar wie eine sehr schöne, wenn du verstehst, mein Liebling. Häßlich habe ich mich noch nie gefunden, auch die anderen finden mich schön. Du solltest da keine Ausnahme machen. Das willst du doch auch nicht.«
»Sei ruhig.«
»Nein, nur einen kleinen Blick. Sieh mir ins Gesicht und sage mir dann, ob ich häßlich bin!« Die Hexe ging sehr raffiniert vor. Sie lullte den Arzt mit Worten ein, um ihr Ziel zu erreichen. So etwas hatte sie gelernt, die weibliche Verführungskunst der Stimme, gepaart mit Raffinesse, verfehlte nie ihre Wirkung. »Nun sei schon lieb, Kleiner.«
Dr. Alwin Brenner knirschte mit den Zähnen. Er dachte daran, wie die Hexe ihn malträtiert hatte, als er auf dem Boden lag und ihre Finger spürte. Schmerzwellen waren durch seinen Körper getobt. Jetzt versuchte sie es auf eine andere Art und Weise, aber sie sollte sich geschnitten haben, das schwor er sich. »Nun?«
Dieses Wort wirkte bei dem Arzt wie eine Zündung. Er hob den Blick und schaute in das Gesicht der Hexe. Sie lächelte.
Dieses Lächeln lenkte ihn für Bruchteile von Sekunden ab. Es wirkte völlig natürlich, nicht falsch, und er fragte sich plötzlich, wieso er

diese Frau bewachte.

Auch mit ihrem Körper hatte sie recht gehabt. Die Haut schimmerte durch die lose aufeinanderliegenden Tücher. Weiße, weiche, helle Haut. Voll und schwer der Busen, dunkler die Brustwarzen und leicht aufgerichtet. Der Schwung der Hüften, das etwas ausladende Becken, die langen Beine mit den nackten Füßen… Seine Kehle wurde noch trockener.

»Und so etwas willst du töten?« erkundigte sich die Hexe mit lauernder Stimme. »Willst du das wirklich?«

»Ich-ich…«

»Na siehst du, mein kleiner Liebling. Jetzt weißt du keine Antwort mehr. Möchtest du meinen Körper nicht streicheln? Soll er nicht dir allein gehören? Für immer und alle Zeiten? Wenn du zustimmst, dann nimm das Messer weg.«

Er hob den Blick, sah in das Gesicht der Hexe und in ihre Augen, die sich auf seltsame Art und Weise verändert hatten. Sie schauten nicht mehr so klar und rein, sondern waren wie Sensoren, die die Tiefe seiner Seele erforschen wollten.

Dr. Brenner kannte solche und ähnliche Blicke. Er hatte Kollegen, die sich mit Hypnose beschäftigten, und in diese Richtung schien alles Wirken der Hexe zu laufen.

Ja, sie wollte ihn hypnotisieren, einlullen, schläfrig machen, um dann zuzuschlagen.

Diese Erkenntnis war auf einmal da, und er wußte, daß er sich nicht irremachen lassen durfte. Er mußte stark bleiben, wenn er gewinnen wollte.

Auch die Hexe ahnte, daß nicht alles so lief, wie sie es sich vorgestellt hatte. Sie wurde leicht nervös, und als Dr. Brenner den Kopf schüttelte, wagte sie einen letzten Versuch.

»Los, jetzt, komm mit mir! Wir gehen…«

»Nein!« schrie der Arzt.

»Ja!« brüllte die Hexe dagegen und reagierte. Sie hielt es nicht mehr aus, löste ihre gespreizten Arme von der Wand und klappte sie zusammen.

Sie hatte die Hände dabei gekrümmt und wollte die Kanten links und rechts gegen Alwin Brenners Hals schlagen. Sie war sehr schnell, brauchte für die Aktion nicht einmal die Spanne einer Sekunde, aber der Arzt merkte trotzdem, was los war, und er reagierte ebenfalls. Er ließ sich fallen.

Eine Handbreit höchstens war die Messerspitze nur vom Hals der Hexe entfernt. Den Kopf brachte sie zwar noch zur Seite, aber die Spitze zielte schräg nach unten, und die Klinge drang in die obere rechte Schulter der Hexe.

Durch den Schwung war auch Brenner nach vorn geworfen worden,

so daß die beiden Handkanten nicht den Hals, sondern sich selbst hinter seinem Kopf trafen.

Er vernahm noch das Klatschen und spürte, wie die Hexe vor ihm erstarrte. Dann geschah etwas Ungewöhnliches, was er nie in seinem Leben vergessen würde, aber so schaurig war, daß gellende Schreie aus seinem weit geöffneten Mund drangen…

***

Ich sprang aus dem Wagen und schaute in die Flammenwand. Von der Straße hörte ich die grellen Sirenen der Löschwagen und vernahm die Bremsgeräusche. Gleichzeitig schallten Stimmen durch die Nacht. Die verantwortlichen Einsatzleiter gaben entsprechende Befehle an ihre Leute, die schnell und prompt ausgeführt wurden.

Ich war natürlich gespannt, wie sich die Hexen verhalten würden. Griffen sie an? Konnten sie es sich leisten, gegen noch mehr Menschen vorzugehen und sie in den Strudel des Verderbens zu reißen? Oder wollten sie weiteres Aufsehen vermeiden, was bei Dämonen oft der Fall ist?

Ich sah die Flammenwand und stellte fest, daß die Feuerzungen längst nicht mehr so hoch leckten. Sie waren zusammengesunken, die Bäume brannten überhaupt nicht mehr, und ihre verkohlten Äste stachen wie die Finger eines Riesenzombies anklagend in den nachtdunklen Himmel. Ich suchte natürlich die Hexen, aber ich sah sie nicht mehr. Wikka und ihre Gefährtinnen hatten es vorgezogen zu verschwinden.

Unwillkürlich schaute ich in den Himmel. Weit oben glaubte ich ein grünes Leuchten zu sehen, was allerdings auch eine Täuschung sein konnte und mir die Restflammen vorgegaukelt hatten.

Jane Collins hatten sie mitgenommen. Nicht als Entführte, sondern als Schwester.

In diesem Augenblick wurde mir klar, daß ich sie endgültig verloren hatte, und so etwas wie eine tiefe Depression überfiel mich. Jane Coilins, die den Geist des unheilvollen Rippers in sich trug, war meiner Kontrolle entglitten und hatte sich in die einer anderen begeben. Sie stand jetzt unter Wikkas Schutz. Ob man dies allerdings als einen Schutz bezeichnen konnte, war mehr als fraglich. Wikka würde sie noch stärker manipulieren und in eine bestimmte Richtung führen. Hin zur Schwarzen Magie!

Es stieg heiß in meiner Kehle hoch. Ich hatte Mühe, Luft zu bekommen, und atmete nur durch die Nase. Die Vorstellung, Jane auf der anderen Seite zu wissen, war so schlimm, daß ich es in Worten kaum fassen konnte.

Von drei Seiten gischteten breite Wasserstrahlen auf die verbrannte Erde der Weide. Sie trafen die Bäume und übergossen sie mit ihrem

kalten Naß. Die Erde war an vielen Stellen noch heiß, manchmal glühte sie sogar. Wo das Wasser auf die heißen Stellen traf, begann es zu zischen. Gewaltige grauweiße Dampfwolken quollen in die Höhe und erschwerten die Sicht. Auch mich traf der Regen. Zwar nicht der volle harte Strahl, aber Ausläufer, die meine Kleidung näßten. Jemand schrie mich an.

»He, Mister, verschwinden Sie!«

Ein Uniformierter rannte auf mich zu. Während des Laufs hielt er seinen Helm fest, bewegte sich durch eine Rauchwolke und tauchte aus ihr hervor wie ein Geist. An der Straße hatten die Feuerwehrleute inzwischen eine Absperrung errichtet. Sie betraf beide Seiten. Jeweils rechts und links stauten sich die Fahrzeuge.

»Sie müssen hier weg!« fuhr mich der Mann an und wollte mich an der Schulter fassen.

Ich zeigte ihm meinen Ausweis.

»Scotland Yard?« hauchte er.

»Richtig, Mister.«

»Sind sie Zeuge?«

»So kann man es nennen.« Dann erklärte ich dem Einsatzleiter, daß er sich um den Fahrer der Ambulanz kümmern sollte.

»Der Mann steckt noch im Führerhaus. Ich weiß nicht, ob er den Aufprall überlebt hat.«

»Wie ist es denn passiert?«

»Später«, erwiderte ich.

Der Einsatzleiter verstand und rannte mit langen Schritten los. Er winkte zwei seiner Männer.

Im selben Moment fiel mir Dr. Brenner ein. Ich hatte mich kaum umgedreht, als ich aus dem Wagen markerschütternde Schreie vernahm. Ich wußte nicht, wer sie ausgestoßen hatte. Das war auch egal, Hauptsache, ich kam noch rechtzeitig…

***

Dr. Brenner wankte mir entgegen.

Allerdings rückwärts. Es war ein Wunder, daß er noch nicht den Halt verloren hatte, auf wackligen Beinen hielt er sich, hatte einen Arm ausgestreckt und deutete auf das Bild, das sich seinen und jetzt auch meinen Augen bot. Es war schlimm. Die Hexe hatte es erwischt. Dies einmal vorweg genommen. Der Dolch steckte in ihrer Schulter, und das geweihte Silber setzte seine volle Kraft ein.

Unsere Gegnerin stöhnte und jammerte. Qualvoll hatte sie das Gesicht verzogen, allerdings ein Gesicht, das bereits zur Hälfte mit der Rückwand des Wagens verschmolzen war. Ja, sie und das Blech waren eins geworden, und sie wurden es immer mehr, so daß die Hexe einen qualvollen Tod erleiden mußte, wenn es so weiterging.

Und es ging weiter, der Vorgang war nicht zu stoppen. Dicht um die Hexe herum war das Metall flüssig geworden. Es warf Blasen, bildete dicke Tropfen, die in langen Bahnen nach unten rannen, wobei sie sich auf dem Boden sammelten.

Ihre Arme konnte sie ebenfalls nicht mehr bewegen, auch sie steckten in der Wand fest. Sie hatte sie angewinkelt, und die Ellbogen waren zuerst verschluckt worden, so daß nur noch die Unterarme und die beiden Hände hervorschauten. Mit den Beinen konnte sie sich ebenfalls nicht mehr abstützen. Füße und Knöchel waren schon nicht mehr zu sehen, so daß sie in einer Schräglage hing, sich immer weiter auflöste oder mit dem Blech verschmolz. Da kam sie nicht mehr raus.

Aber sie lebte, und sie konnte reden, auch wenn ihre Angst noch so groß war. Ich wußte nicht, welche Magie da reagiert hatte, nahm allerdings an, daß es Wikka gewesen war, die nicht wollte, daß eine ihrer Dienerinnen in meine Hände fiel. Doch sie sollte sich getäuscht haben. Diese Hexe würde reden. Sie bewegte den Kopf und rollte mit den Augen. Aus ihrem Mund drangen krächzende Schreie, die erst verstummten, als die Hexe mich sah. Mich und das Kreuz!

Sie stierte darauf, begann zu wimmern, und ich sah mit eigenen Augen, wie immer mehr von ihr in der Blechwand verschwand und eins mit ihr wurde.

»Töte mich!« keuchte sie. »Verdammt, töte mich. Ich halte die Qual einfach nicht mehr aus!«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, du Hexe, so leicht will ich es dir nicht machen.«

»Nimm das Kreuz. Nimm es!«

Ich mußte hart bleiben, denn jetzt hatte ich sie so weit, daß sie reden würde.

»Ich kann dir den Gefallen tun«, sagte ich, »und dir einen schnellen Tod verschaffen, aber du mußt dich erkenntlich zeigen.«

»Was soll ich tun?«

»Ich will wissen, wo Wikka ist!«

»Das kann ich dir nicht sagen…«

»Dann stirb weiter.« Dabei tat ich so, als wollte ich mich abwenden, doch die Qualen der Hexe mußten einfach zu groß sein, sie hielt mich mit einem Zuruf zurück.

»Warte noch, du Bastard, du räudiger Hund, der du meine Lage ausnutzt. Ich will es dir sagen…«

Meine Finger spielten mit dem Kreuz, wobei ich lächelte, was mir schwer fiel, denn es sah schaurig aus, wie die Hexe immer mehr von der Wand aufgesaugt wurde.

»Zwingen kann ich dich natürlich nicht, aber wenn du meinst…«

»Hexeninsel!« stieß sie hervor. »Sie und die anderen haben sich auf die Hexeninsel zurückgezogen.«

»Gut«, antwortete ich gleichgültig, obwohl ich innerlich jubilierte, »jetzt brauchst du mir nur noch zu verraten, wo ich diese Insel finden kann.«

»Im Meer.«

Wollte sie mich auf den Arm nehmen? »Das weiß ich selbst!« zischte ich zurück. »Wo genau?«

»Ich kann es dir nicht sagen«, keuchte sie.

»Weit von hier?«

»Keine Ahnung. Es ist die Insel der Hexen. Nichts wächst dort. Alles ist kahl. Man hat früher dort die Hexen verbrannt. Seitdem heißt sie Hexeninsel…«

»Wenn du mehr nicht weißt…«

»Neiinnn, ich weiß es nicht!« schrie sie und verzog gequält ihr Gesicht. »Mach endlich Schluß. Wikka soll ihre Freude nicht an mir haben!«

Also doch Wikka. Sie bestrafte so ihre Versager.

Und noch jemand mischte sich ein. Es war Dr. Alwin Brenner. Er konnte das dämonische Geschöpf nicht leiden sehen, obwohl es mit ihm kein Pardon gekannt hätte.

»Tun Sie es schon, Sinclair. Halten Sie Ihr verdammtes Versprechen!«

Ich drehte mich zu ihm um. Er hockte am Boden, hatte das Gesicht verzogen und starrte mich an.

»Gut.« Ich nickte und wandte mich wieder der Hexe zu, die jetzt ihren Kopf nicht mehr bewegen konnte. Nur etwa die Hälfte des Körpers schaute noch aus der Wand.

Ich hob das Kreuz an, so daß es sich etwa in Höhe des Gesichts befand. Für einen Moment wurde die Panik darin noch größer, so daß ich annehmen konnte, die Hexe würde alles bereuen, dann drückte ich zu.

An der Stirn wurde die Hexe getroffen. Kaum hatte das Kreuz ihre Haut berührt, zischte es auf, als wären Wassertropfen auf eine glühende Herdplatte gefallen. Die Haut verbrannte in einem kalten Feuer. Sie nahm einen stumpfen, grauen Ton an, wurde spröde und verlor sämtliche Feuchtigkeit, so daß sie als Staub zwischen meinen Fingern zerrieselte und zu Boden fiel. Die Hexe war tot.

Ich nickte zufrieden. Sie hatte es nicht anders haben wollen. An der Wand war nichts mehr zu sehen. Nicht einmal ein dunkler Fleck oder Rest.

Hinter mir stöhnte der Arzt. Als ich mich umdrehte, schaute ich in ein Gesicht, das fast ebenso grau war wie das der Hexe kurz vor ihrem Tod.

»Habe ich das geträumt?« flüsterte er und strich mit dem Handrücken durch sein Gesicht, wobei er das Blut noch mehr verteilte.

»Nein, das haben Sie nicht.«

»Aber…« Sein Gesicht verzog sich. »Ich kann das nicht begreifen. Das ist ungeheuer …«

»Magie.« Mehr brauchte ich nicht zu sagen. »Wieso?«

»Lassen Sie mal, Doc, das erkläre ich Ihnen später vielleicht genauer. Nur so viel: Schwarze Magie hat gegen Weiße Magie gekämpft. Zum Glück war die weiße stärker.« Er hatte seinen Mund geöffnet und schaute mich an, wie ich den Dolch einsteckte. Er fand einfach keine Worte mehr, um mir eine Antwort zu geben.

Ich schob ihn vor, damit er aus dem Fahrzeug klettern konnte. »Wenn Sie sich selbst behandeln können, würde ich dies vorschlagen«, erklärte ich.

»Ja, meinetwegen. Aber ich…« Er drehte den Kopf und schaute mich an, und ich ahnte, was kam. Sicherheitshalber breitete ich meine Arme aus. Der Arzt fiel prompt hinein. Das war nötig. Eine Ohnmacht tat bei ihm gut, nach dem, was er in den letzten Stunden erlebt hatte.

Noch immer gischtete Wasser auf den ehemaligen Brandherd. Die Löschtrupps wollten sicher gehen. Um meine Füße herum gurgelte und schmatzte es, wenn sich das Löschwasser einen Weg suchte, wo es abfließen konnte und irgendwann im Straßengraben landete.

Schließlich wurden die Geräte abgedreht. Die drei Wasserstrahlen fielen zusammen.

Ich atmete tief durch. Das hätten wir erledigt. Jemand nahm mir den bewußtlosen Arzt ab. Ich sah mich an der Stelle um, wo ich meine Beretta verloren hatte, und fand sie. Dann suchte ich den Einsatzleiter und ging zu ihm. Der Mann machte einen nervösen Eindruck. Er schien deprimiert zu sein.

»Was ist los?« fragte ich.

Er erschrak, als ich ihn anredete. Fahrig wischte er über seine Stirn. »Ach, wissen Sie, die Sache ist die. Er ist tot, Oberinspektor. Der Mann…«

»Meinen Sie den Fahrer?«

»Ja.«

»Und wie ist er gestorben?«

»Beim Unfall.«

Ich holte tief Luft und nickte ein paarmal. Wieder ein Opfer, das indirekt auf das Konto der Hexen ging. Und Jane Collins gehörte zu ihnen. Würde sie auch morden und töten wie die anderen? Sicherlich, bestimmt sogar, denn sie mußte sich schließlich als würdig erweisen, eine Hexenschwester zu sein. Nie hätte ich damit gerechnet, daß es einmal so weit kommen würde. Aber da konnte man sehen, auf welch tönernen Füßen unsere Kampfplattform stand. Es gab immer wieder Risse. Bisher hatten wir sie einigermaßen kitten können, doch bei Jane war wohl nichts mehr zu machen. Jedenfalls sah ich keinen Ausweg aus der Klemme.

»Wo kann ich telefonieren?« fragte ich den Einsatzleiter.

»In meinem Wagen.«

Er stand auf der anderen Seite der Straße. Die Sperre war inzwischen aufgehoben worden. Wir mußten erst einige Autos vorbeilassen, bevor wir die Straße überqueren konnten. Der Einsatzleiter stieg in den Rover und übergab mir den Hörer. Die Zentrale mußte mich erst weiter verbinden, und ich hatte Sir Powells Büro angewählt, denn ich war sicher, meinen Chef dort noch zu finden.

Getäuscht hatte ich mich nicht. Als er meine Stimme vernahm, zeigte er sich überrascht und erleichtert.

»Wie ist es gelaufen?« wollte er wissen.

»Schlecht, Sir. Sehr schlecht.«

»Dann haben Sie Jane…«

»Genau, Sir. Ich habe es nicht geschafft, Jane Collins zurückzuholen. Sie steht jetzt auf der anderen Seite. Es tut mir leid, aber es war nicht zu verhindern.«

»Und wieso nicht?«

Ich berichtete in Stichworten und auch von der Hexeninsel. »Haben Sie den Namen schon mal gehört, Sir?« erkundigte ich mich.

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Wenn die Hexe sie erwähnt hat, muß es sie geben. Ich lasse unsere Computer arbeiten, während Sie auf dem Weg sind, John.«

Damit war ich einverstanden. »Und geben Sie bitte Suko Bescheid, daß alles in Ordnung ist.«

»Sie Witzbold«, erwiderte mein Chef. »Alles in Ordnung ist gut. Nichts ist in Ordnung.«

»Ich meine mit mir.«

Da hatte Sir James schon aufgelegt. Er war mal wieder die Freundlichkeit in Person.

Ich stieg aus und zündete mir eine Zigarette an. Nach zwei Zügen warf ich sie weg. Sie schmeckte nicht. Fragend wandte ich mich an den Einsatzleiter. »Wie lange bleiben Sie noch hier?«

»Ich fahre bald, lasse allerdings noch Polizisten zurück, bis das Wrack abgeschleppt wird.«

»Gut, dann können Sie mich mit in die Stadt nehmen.«

»Geht klar. Soll ich Sie am Yard absetzen?« Ich lächelte. »Wenn Sie den Umweg machen wollen, gern.«

»Kommen Sie!«

***

In meinem Büro brannte Licht. Die Putzfrau hatte nicht vergessen, es auszuschalten, sondern es war Suko, der nicht so gern im Dunkeln saß.

Sir James hatte ihn informiert, und der Inspektor war sofort losgefahren. Mein Bentley stand unten. Als ich das Zimmer betrat, warf er mir einen fragenden Blick zu. »War es wirklich so, wie du gesagt hast, John?«

»Leider.«

»Dann ist Jane ohne Chance?«

Ich setzte mich und streckte die Beine aus. »Wir müssen es annehmen.«

Suko senkte den Blick. Für eine Weile schwiegen wir. Jeder hing seinen Gedanken nach, und es waren trübe Gedanken, das können Sie sich vorstellen.

Dann kam Sir James. Die Augen wirkten hinter seinen Brillengläsern unnatürlich groß. Er legte uns einen Zettel mit Informationen auf den Schreibtisch.

»Haben Sie Erfolg gehabt, Sir?« erkundigte ich mich.

»Nein. Der Begriff Hexeninsel ist zwar speziell, aber dennoch zu vage. Mit dieser simplen Information konnten wir nicht viel anfangen. Es tut mir leid.«

»Was haben Sie denn überhaupt herausgefunden?« wollte ich wissen.

»Nicht viel. Es gibt irgendwo im Atlantik eine Inselgruppe, die Hexeninsel heißt.«

»Und wo ist das genau?«

»Na ja, da spielt sogar Grönland eine Rolle. Dort in der Nähe befindet sie sich.«

Meine Stirn legte sich in Falten. »Vielleicht eine Spur.«

»Mehr auch nicht«, sagte Suko.

»Wenn es keine andere Chance gibt, werden Sie beide wohl hin müssen«, erklärte Sir James.

Begeistert waren wir davon nicht. Irgendwie hatte ich auch das Gefühl, daß wir uns auf einer falschen Spur bewegten. Ich stützte mein Kinn auf die Hände und dachte darüber nach, was die Hexe wohl mit ihren letzten Worten gemeint haben könnte. Sie hatte von der Insel gesprochen und auch den Namen sehr bestimmt genannt. Also mußte es die Insel geben. Vielleicht hatte sie auch früher so geheißen, als man Hexen jagte und sie verbrannte.

»Sarah Goldwyn!« Suko platzte damit heraus.

Ich hob den Kopf und starrte ihn sekundenlang überrascht an. »Du hast recht, Suko.«

»Sag ich doch. Die Horror-Oma hat ein Archiv, da können manch andere einpacken. Über magische Dinge ist sie informiert. Sicherlich kann sie etwas mit der Hexeninsel anfangen.«

Sir James war skeptisch. »Glauben Sie denn, die Insel durch Mrs. Goldwyn finden zu können?«

»Man muß alles versuchen.« Meine Hand lag schon auf dem Hörer

und hob ihn hoch.
»Um diese Zeit anzurufen ist ja eigentlich eine Unverschämtheit«, murmelte Suko.
»Vergiß nicht, um was es geht. Zudem können ältere Leute sowieso nicht so gut schlafen.«
Sir James räusperte sich. Anscheinend fühlte er sich angesprochen.
Ich hatte die Nummer getippt und hörte das Tuten aus dem Hörer. Es läutete einige Male durch. Dann hob jemand ab, und eine Stimme, die sich frisch und klar anhörte, meldete sich. »Sinclair.«
»John, mein Junge. Was verschafft mir die Ehre Ihres Anrufs?« Typisch Sarah Goldwyn. Sie sagte immer »mein Junge« zu mir.
»Es liegt leider kein sehr erfreulicher Grund vor«, erwiderte ich und wurde von der Horror-Oma unterbrochen.
»Was ist denn geschehen?«
»Um es am Telefon zu erklären fehlt die Zeit. Können wir nicht zu Ihnen kommen?«
»Natürlich, gern.«
»Sofort?«
»Ja. Ich warte.«
»Noch eins«, sagte ich. »Wir brauchen nähere Informationen zu dem Begriff Hexeninsel.«
»Well, so aus der Hand kann ich Ihnen da auch nicht helfen, John.«
»Das sollen Sie auch nicht, Lady Sarah. Uns geht es darum, daß Sie schon einmal vorsortieren. Sie haben doch das tolle Archiv oben auf dem Speicher.«
»Ja, damit läßt sich etwas anfangen. Bis gleich dann.« Die alte Dame war Feuer und Flamme. Es störte sie nicht im Geringsten, daß wir längst nach Mitternacht hatten. Wenn es gegen die Mächte der Finsternis ging, stand sie immer bereit. Auch wir erhoben uns. Sir James wollte uns beide Daumen drücken. Er kam auch noch auf Jane zu sprechen, redete dann jedoch nicht weiter.
Ohne es untereinander abgesprochen zu haben, verdrängten Suko und ich Jane Collins aus unseren Köpfen. Wir durften nicht vorbelastet sein und mußten versuchen, möglichst objektiv an die Sache heranzugehen. Hoffentlich gelang uns dies.
Der Bentley war noch warm. Wir mußten rüber nach Mayfair, denn dort wohnte Sarah Goldwyn. Durch die fast leeren Straßen war es ein Vergnügen, den Wagen zu lenken, und wir erreichten den berühmten Londoner Vorort in Rekordzeit. Lady Sarah Goldwyn wohnte in einer ruhigen Straße, in der noch das alte viktorianische England beheimatet war. Alte, prächtige Bürgerhäuser, die meisten renoviert, reihten sich aneinander. Die Vorgärten wirkten gepflegt, und die Laubbäume auf den Gehsteigen zeigten das satte Maigrün. Über der Haustür brannte die Lampe. Und wir sahen Lady Sarahs Schatten

hinter dem Fenster, als wir den Bentley verließen. Kaum hatten wir den plattierten Weg des Vorgartens betreten, als sie uns schon die Tür öffnete. »Bitte, kommen Sie herein!«

Wir entschuldigten uns noch einmal, doch die Horror-Oma winkte ab. »Unsinn, ich freue mich ja, wenn ihr mich braucht.« Nach diesen Worten strahlte sie.

Umgezogen hatte sie sich nicht. Über ihr Nachthemd hatte sie einen Morgenmantel gestreift, der ihr ebenfalls bis zu den Knöcheln reichte. Das Haar war im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden: ihre Standardfrisur.

»Ich habe schon ein wenig vorsortiert«, erklärte sie uns und ging vor zur Treppe. Auf der ersten Stufe drehte sie sich um und lächelte verschmitzt. »Und ich glaube, daß ich sogar fündig geworden bin, meine Freunde.«

»Das wäre toll«, erwiderte ich.

»Ja, wenn ihr die alte Sarah nicht hättet.« Sie lachte verschmitzt und stieg die Treppen hoch.

Ihr altes Haus hatte Atmosphäre. Mir kam es immer so vor, als würde der Geist des British Empire, des alten, großen Englands, noch in ihm wohnen. Lady Sarah war eine dreifache Witwe und ziemlich vermögend, denn ihre Männer hatten ihr jedesmal ein erkleckliches Erbe hinterlassen. Ihr Hobby war äußerst ausgefallen. Sie beschäftigte sich mit allem, was nur den Hauch von Horror aufwies. Die Bibliothek, die sie sich im Laufe der Jahre zugelegt hatte, konnte man schon als beeindruckend bezeichnen. Alles, was an Büchern erschien, die sich mit dem Gebiet der Fantastik beschäftigten, wurde von Lady Sarah gekauft. Auf dem großen Dachboden hatte sie sich ein Archiv bauen lassen und gleichzeitig einen kleinen Kinoraum, denn sie kaufte sich regelmäßig die neu auf den Markt kommenden Filme. Trotzdem ging sie noch oft ins Kino, und sie war bei den meisten jugendlichen Besuchern der Horrorfilme eine bekannte Größe.

»Ich war heute übrigens wieder im Kino«, erklärte sie uns. »Vielmehr war es schon gestern.«

»Und was haben Sie gesehen?«

Lady Sarah drehte sich um und lächelte verschmitzt. »Einen Horror-Streifen. American Werewolf.«

»Wie war er?«

»Klasse. Sollten Sie sich auch ansehen.«

»Wir haben von Werwölfen die Nase voll.«

»Worum geht es eigentlich?« wollte Lady Sarah wissen, als wir auf dem Speicher standen.

»Um Jane Collins.«

Sie erschrak, denn auch sie kannte die Detektivin gut. »Ist ihr etwas passiert?«

Ich nickte, weil ich nicht sprechen konnte, denn in meiner Kehle saß plötzlich ein Kloß. Abermals wurde mir bewußt, was mit Jane los war. Ich konnte es einfach nicht verdrängen.

»John, mein Junge, was ist los?« Sie trat zu mir und umfaßte meinen Arm.

Ich mußte ein paarmal schlucken, bevor ich antwortete. »Es geht um Jane«, gab ich rauh zurück.

»Also doch.«

»Jane Collins ist vom Geist des Rippers gefangen worden und befindet sich nun in der Hand der Oberhexe Wikka. Man kann sie selbst als Hexe bezeichnen.«

»Nein!« Sarah Goldwyn wankte zurück. »Das - kann doch nicht wahr sein, John.«

»Es ist leider eine Tatsache.«

Sie schaute Suko an, der nickte.

»Und jetzt?« hauchte sie.

»Suchen wir ihr Versteck. Wir haben den Begriff Hexeninsel gehört. Dort könnte sie sein.«

»Wenn das so ist…« Lady Sarah schüttelte den Kopf. Sie hob ihre schmalen Schultern, senkte den Blick und ging auf einen Tisch zu.

Drei Bücher lagen dort. Die schwarzen Umschläge waren durch Plastikhüllen geschützt, so blieben die alten Werke haltbar. Keiner von uns sprach mehr. Wie eine Wand lag das Schweigen über dem Dachraum.

Ich blätterte das erste Buch durch, Suko hatte sich das zweite vorgenommen.

Unter dem Stichwort-Verzeichnis fanden wir auch den Begriff Hexeninsel. Etwa eine Viertelstunde lasen wir und machten uns auch Notizen. Dann verglichen wir.

Beide hatten wir ungefähr die gleichen Informationen. Es war nicht die Hexeninsel, die Sir James in seinem Bericht erwähnt hatte, sondern eine andere.

Sie lag ebenfalls im Atlantik, aber am südlichen Ende des Kanals, von uns gar nicht mal so weit entfernt. Den Namen Hexeninsel hatte sie im Mittelalter erhalten. Man hatte dort Frauen ausgesetzt, die man für Hexen hielt. Dies geschah jeweils in der Walpurgisnacht, und die Frauen wurden ohne Nahrung oder Wasser zurückgelassen. Man ging davon aus, daß ihnen der Teufel helfen würde. Ob er es tatsächlich getan hatte, stand in den Sternen.

Jedenfalls wußten wir Bescheid, dabei war es noch keineswegs sicher, daß es sich bei der Insel um dieselbe handelte, auf der sich nun Wikka, die Oberhexe, mit ihren Dienerinnen aufhielt. Aber es war zumindest den Versuch wert, die Insel einmal anzufliegen.

»Hat es euch geholfen?« wollte Lady Sarah wissen.

»Ich glaube schon«, sagte ich und klappte das Buch zusammen.
»Ihr wollt hin?«
»Ja.«
»Gibt es denn eine Chance für Jane?« Das war eine Frage, auf die ich auch keine Antwort wußte und ich hob die Schultern.
»Was tun Sie, John, wenn Sie ihr gegenüberstehen? Schießen? Mit dem Kreuz attackieren?«
»Das kann ich nicht. Ich hoffe noch auf eine andere Chance. Auf eine Art von Exorzismus, eine Austreibung, die Tanith, die Wahrsagerin, vornehmen kann.«
»Aber dafür ist es zu spät«, flüsterte Lady Sarah.
»Das will ich nicht hoffen« erklärte ich. »Es muß uns gelingen, Jane zu ihr zu bringen.«
»Weiß Tanith schon Bescheid?«
Ich schüttelte den Kopf. »Nein, dazu sind wir nicht gekommen, aber sie wird sich bestimmt nicht sträuben. Nur möchte ich abwarten, bis es wirklich so weit ist.«
»Da wünsche ich euch viel Glück. Ich werde für Jane beten. Sie kann doch nicht in den Klauen dieser Dämonen bleiben. Das ist unmöglich. Sie ist ein Mensch, eine…« Ich sagte nichts, sondern wandte mich zum Gehen. Suko folgte mir, Lady Sarah machte den Schluß. Unten verabschiedeten wir uns. Sie wünschte uns viel Glück, und in ihren Augen lasen wir eine echte Besorgnis.
»Sie schaffen es, mein Junge«, sagte sie voller Optimismus. »Sie schaffen es bestimmt.«
»Das will ich hoffen, aber ehrlich gesagt…« Ich sprach nicht weiter, sondern wandte mich ab.
Als wir starteten, stand Lady Sarah vor der Haustür. Den Arm hatte sie halb erhoben.
Es war ein müdes, resignierendes Winken…

***

Wir flogen mitten hinein in eine Hölle aus Glut, Himmel und herrlichen Farben.
Sonnenaufgang über dem Meer. Noch lag ein Teil der Dunkelheit über dem Wasser, aber urplötzlich stand ein Teil des Himmels in Flammen und füllte auch das Innere unseres Hubschraubers aus. Wir flogen selbst.
Der Einsatz war gefährlich, und so konnten wir es nicht riskieren, daß ein Pilot unter Umständen dabei sein Leben verlor. Sir James hatte seine Verbindungen spielen lassen, so daß uns praktisch von einer Sekunde zur anderen die Maschine zur Verfügung stand.
Bald drehten wir ab und flogen nach Westen, so daß sich die aufgehende Sonne hinter uns befand und ihre langen, breiten Strahlen

einen herrlichen Teppich aus bunten Farben auf die unendlich erscheinende Wasserfläche unter uns warf. In der Ferne, wo sich Himmel und Horizont trafen, sahen wir die Erdkrümmung. Der Blick war klar. Kein Dunst verschleierte ihn, und es würde ein herrlicher Tag werden. Die Hexeninsel gehört noch zu Großbritannien. Sie liegt südwestlich davon, wo sich der Kanal zum Atlantik hin öffnet. Eingezeichnet ist sie nur auf den Spezialkarten der Marine, auch dort nur als kleiner Flecken.

Sprit hatten wir genug. Der Hubschrauber war mit Zusatztanks ausgerüstet. Das reichte für den Hin-und auch für den Rückflug, falls es die Hexen zuließen.

Suko hatte wie so oft die Karte auf seinen Knien liegen. Immer wieder schaute er und verglich. Unter uns sahen wir hin und wieder Inseln, allerdings nicht die, die wir suchten. Da mußten wir noch einige Zeit fliegen. Längst hatten wir uns an das Dröhnen der Rotorblätter gewöhnt, wir hörten es gar nicht mehr und konzentrierten uns nur auf unser Ziel.

Die Waffen hatten wir mitgenommen. Sogar mein schwarzmagisches Schwert, vielleicht konnte ich es brauchen. Falls die Insel tatsächlich ein Versteck der Oberhexe Wikka war, wußten wir nicht, was uns erwartete. Wir konnten nur raten. Mit Wikka und Jane sowie den beiden anderen Hexen hatten wir es mit vier Gegnerinnen zu tun. Doch Wikka umgab sich zumeist mit mehr Helferinnen, vielleicht mußten wir gegen eine Anzahl Feinde kämpfen, die das Dutzend überstieg.

Und noch etwas machte mir Sorgen. Ich hatte erlebt, welch eine Magie von Wikka beherrscht wurde. So mir nichts dir nichts hatte sie die Bäume und das Gras in Brand gesteckt. Was ihr dort gelungen war, konnte sie unter Umständen an unserem Hubschrauber wiederholen. Davor hatte ich Angst. Zwei Schiffe sahen wir.

Sie wirkten aus der Höhe betrachtet sehr klein, obwohl es gewaltige Ölfrachter waren, die Kurs auf Rotterdam nehmen würden, dem größten Ölhafen der Welt.

»Du bist gut im Limit«, erklärte Suko und nickte mir beruhigend zu.

Ich hob kurz die Hand. Für ein Gespräch war es erstens zu laut, und zweitens mußte ich mich auf meine Arbeit konzentrieren, denn es ist nicht so einfach, einen Hubschrauber zu fliegen. Wieder sahen wir mehrere Inseln. Selbst aus dieser Höhe konnten wir erkennen, daß ein grüner Schimmer von Vegetation auf ihnen lag. Diese Inseln waren nicht unser Ziel. Abermals verging die Zeit. Die Sonne hatte den Himmel restlos blank gefegt. Weit im Westen sahen wir vereinzelt ein paar helle Wolken. Sie erinnerten mich an riesige Wattetupfer. Es würde wirklich ein herrlicher Tag werden, selbst über dem Atlantik hielt sich das Wetter prächtig.

Wir rauschten in großer Höhe über die Inselgruppen hinweg und sahen wieder das graue Meer vor uns. Manchmal hatte das Wasser einen grünlichen Schimmer, und im Norden entdeckten wir vier Boote einer Fischereiflotte.

Suko schaute jetzt immer öfter auf die Karte und wieder nach unten. Ein paarmal nickte er und streckte schließlich den Arm aus, wobei er schräg nach unten deutete. »Da sind sie.«

Er hatte in der Mehrzahl gesprochen, obwohl ich der Meinung war, daß es sich bei der Hexeninsel nur um eine Insel handelte.

Aber wir sahen drei.

Eine große und zwei kleinere.

Die beiden kleineren rahmten die große Insel ein.

Schnell näherten wir uns. Die Inseln wurden größer, ich ging tiefer. Wir erkannten, daß auf ihnen nichts wuchs. Es waren tatsächlich nur Felsen.

Grau wirkten sie, und an ihren Rändern gischteten schaumige Streifen hoch, von den sich brechenden Brandungswellen verursacht.

Bisher hatten wir von den Hexen noch nichts gesehen. Wir waren auch nicht angegriffen worden, so daß ich eine Landung riskieren konnte. Suko spreizte den Daumen ab, drehte dann die Hand und deutete nach unten. Er war ebenfalls meiner Meinung. Der Hubschrauber sackte weg. Ich hatte ihn zu schnell fallenlassen, und für einen Moment stiegen unsere Mägen fast bis hoch in die Kehlen. Dann hatten wir uns wieder gefangen, sahen die Inseln größer werden und auch die rauhe, zerklüftete Felslandschaft. Es würde nicht einfach sein, dort einen geeigneten Platz für eine sichere Landung zu finden. Wir dröhnten einmal über die Insel hinweg und flogen einen Kreis, um uns genauer zu informieren.

Es war wirklich ein Problem, einen Landeplatz zu finden. Das Gelände war zu rauh und zerklüftet. Die Maschine würde unter Umständen kippen, wenn wir aufsetzten. Das sah alles gar nicht gut aus.

Ich ging trotzdem tiefer, denn ich hatte gesehen, daß das Gelände zur Inselmitte hin anstieg, wobei es sich nicht zu einer kantigen Bergspitze verjüngte, sondern mehr zu einem Plateau auslief. Allerdings verdiente das Plateau diesen Namen kaum, denn es war ziemlich schmal und an den Rändern mit Geröll übersät. Deshalb mußte ich achtgeben, daß ich mit den Kufen nicht zwischen die Steine geriet und den Hubschrauber womöglich zum Kippen brachte.

Suko hatte die Karte zur Seite gelegt und starrte in die Tiefe. Er war ebenso gespannt wie ich. Ein erfahrener Pilot hätte über ein ähnliches Landemanöver sicherlich gelacht, ich dachte da anders, weil ich zu selten flog.

Wie ein rohes Ei wollte ich die Maschine behandeln und ließ sie nach

unten sacken.
»Achtung, etwas nach links!« Suko hatte mich gewarnt, und ich reagierte sofort. Dadurch entging ich dem ziemlich hohen und kantigen Brocken, der fast an der linken Kufe gekratzt hätte, was überhaupt nicht schön gewesen wäre.
Bodenkontakt. Ein Zittern lief durch die Maschine und erfaßte auch unsere Körper.
Wir standen. Die Rotorblätter drehten sich noch. Ich stellte den Motor ab.
Tief holte ich Luft und wischte mir mit dem Handrücken über die Stirn.
Die letzten Sekunden waren hart gewesen. Von meiner Warte aus betrachtet, konnte ich die Landung schon als ein kleines Kunststück ansehen. Ich schnallte mich los und stieß die Tür auf, während sich die Rotorblätter müde ausdrehten.
»Das hätten wir geschafft!«
Es war kühl auf der Insel. Der Wind kam aus wechselnden Richtungen und spielte mit unseren Haaren. Wir schnallten die hinderlichen Fallschirme ab und nahmen unsere Waffen.
Ich schaute für einen Moment auf Desteros Schwert. Sollte ich es mitnehmen, wenn wir das unübersichtliche Gelände erforschten?
Quatsch! Was machte ich mir überhaupt Gedanken, das Schwert war eine wichtige Waffe. Ich wollte nicht darauf verzichten.
»Gib mir es«, sagte Suko.
Ich grinste. »Kannst du Gedanken lesen?«
»Fast.« Er nahm die Waffe an sich, drehte sich um und ging vor, während ich die Türen des Hubschraubers zuwarf.
Am Rand des kleinen Plateaus war der Chinese stehen geblieben und deutete noch vorn. Dort sahen wir eine der beiden Inseln.
Zwischen der kleineren und der größeren, auf der wir standen, befand sich ein schaumiger Wasserstreifen. Schaumig deshalb, weil die Strömung von zahlreichen Riffs gebrochen wurde, über die das Wasser lief. Wie kleine Höcker ragten die Felsen aus dem Wasser.
Hatten wir tatsächlich die richtige Insel erwischt? Ein Eiland der Schwarzen Magie?
Noch war nichts davon zu spüren. Mein Kreuz reagierte nicht, und auch sonst blieb alles ruhig.
Eine klare Sicht, hellblauer Himmel, die Sonne hoch oben als riesiger, gelber Fleck.
»Ein bißchen Robinson«, meinte Suko.
»Ja, und ein bißchen Frieden.« Ich schlug meinem Partner auf die Schulter. Hier herumstehen, das wollte ich nicht, denn ich merkte, wie sich meine Gedanken schon wieder mit Jane Collins beschäftigten.
Als wir den flachen Hang hinunterstiegen, wurde ich abgelenkt, denn

wir mußten achtgeben, daß wir nicht über die zahlreich verstreut liegenden Steine stolperten, die überall im Weg lagen. Irgendwie erinnerte mich dieses einsame Eiland an einen Platz, der wie zum Sterben geschaffen schien. Es gab kaum etwas Grünes.

Nur hier und da ein paar karge Halme, die sich an die Felsen klammerten oder aus Spalten wuchsen und sich jahrein, jahraus gegen den wehenden Wind anstemmten. Wer hier hockte, der verhungerte nicht nur, er verdurstete auch, denn Quellen hatten wir keine gesehen.

Suko stand als erster unten. Er hielt sich in einer flachen Rinne auf, die das Regenwasser aus dem Gestein gewaschen hatte. Die Steine dort waren kleiner und blank wie Kiesel.

Der Chinese winkte mir zu. »Da ist eine Höhle!« rief er gegen den Wind an.

Schräg blieb ich stehen. »Wo?«

»Links.«

Ich folgte mit dem Blick die angedeutete Richtung und sah es selbst. Ein kleiner Felsenberg wuchs vor uns hoch, und in dem Gestein gähnte düster ein Eingang. Das Versteck der Hexen?

Ich beeilte mich und stand bald neben meinem Freund, der sich schon der Höhle zugewandt hatte. Wir gingen geduckt, als der Wind Staub aufwirbelte und ihn in der Luft zu einer Wolke verteilte. Die Felswand nahm uns die Sicht auf das Meer. Wir drehten uns auch nicht um, so daß wir leider nicht bemerkten, daß sich über dem Wasser etwas zusammenbraute. Dort hatte sich ein feiner Nebel gebildet, zu einem Reif verdichtet, der immer weiter wanderte und sich wie ein Ring um die Insel legen wollte.

Wie gesagt, das sahen wir nicht. Wir hatten nur Augen für die Höhle und mußten uns bücken, um sie überhaupt betreten zu können. Mit den Haaren streifte ich an der Decke entlang, und ich sah, daß mein vor der Brust hängendes Kreuz einen schwachen, silbrigen Glanz verbreitete. Die Höhle war nicht geheuer!

»Die Lampe!« zischte ich Suko zu. Der Chinese hielt sie bereits in der Hand. Es war nicht die Bleistiftleuchte, sondern ein lichtstärkeres Gerät, das wir eingeschaltet hatten.

Durch den Eingang fiel Helligkeit, aber sie reichte nicht aus, um die gesamte Höhle auszufüllen. Da tat uns die Lampe schon gute Dienste. Beide waren wir stehen geblieben. Ich schaute zu, wie mein Freund einen Kreis schlug und den Lichtstrahl wandern ließ, der lautlos die Wände der Höhle abtastete.

Was wir sahen, war der kalte Horror!

Skelette, zerfallen, brüchig, teilweise zu Staub geworden, lehnten an der dem Eingang gegenüberliegenden Wand. Schädel lagen am Boden, Armknochen und Gelenke. Die Überreste schimmerten bleich und gelblich, wenn sie von dem hellen Licht aus der Dunkelheit gerissen

wurden.

Wie viele menschliche Überreste hier lagen, das konnten wir höchstens raten. Aber wir ahnten, wo wir gelandet waren, und ich sprach es aus.

»Ein Sterbeplatz für Hexen!« Ich flüsterte die Worte nur. Suko gab mir durch sein Nicken recht.

Dann ging er vor und leuchtete über den Boden, der mit einer feinen hellen Schicht belegt war.

Skelettstaub.

»Ihnen hat der Teufel nicht geholfen«, sagte mein Partner. »Sie waren keine Hexen.«

»Trotzdem müssen sie etwas mit Magie zu tun gehabt haben«, gab ich leise zurück. »Mein Kreuz reagiert.«

»Kann das nicht einen anderen Grund haben?« fragte Suko gegen und drehte den Kopf, damit er mich anschauen konnte.

»Welchen?«

Da war auch der Chinese überfragt.

Wie lange die Skelette hier schon lagen, konnte ich nicht sagen. Sicherlich Hunderte von Jahren, denn der Hexenwahn war zum Glück vorbei, auch wenn er vor einigen Monaten in London kurz wieder aufgeflackert war.

Ich ging die zwei Schritte vor, bis ich Suko erreicht hatte. Mit den Fußspitzen konnte ich den auf dem Boden liegenden Leichenstaub berühren. Als nächste Aktion streifte ich die Kette über den Kopf, nahm das Kreuz und berührte damit die Skelette. Das Kruzifix reagierte nicht!

Ich versuchte es bei einem Schädel, schlug mit dem Kreuz dagegen und vernahm nur einen hohl klingenden Laut, mehr nicht. Dann brach der Schädel auseinander, allerdings nicht, weil ihn Weiße Magie zerstört hätte, sondern weil er verwittert war, der Zahn der Zeit hatte zu sehr an ihm genagt.

»Das war wohl nichts«, bemerkte Suko und hatte mit seiner Feststellung genau ins Schwarze getroffen.

Eine Spur der Hexen hatten wir nicht gefunden. Wir standen nur vor den Gebeinen der unglücklichen Opfer, die man hier auf der Insel kurzerhand abgesetzt hatte. Eine Bilanz des Schreckens.

Ich wollte mir trotzdem noch die Wände der Höhle näher ansehen. Vielleicht entdeckte ich einen Hinweis auf die Hexen, eine Zeichnung, eine Spur, aber da war nichts zu machen. Doch Suko hatte etwas gesehen. Er rief mich, ich trat neben ihn und sah den hellen Fleck an der Wand, den Suko mit seiner Lampe anleuchtete.

Innerhalb des gelben Kreises entdeckte ich ein großes W. Und mit einem W begann auch der Name der Oberhexe Wikka. Uns war längst klar, daß keine andere so ein Zeichen hinterlassen hatte. Das konnte

nur Wikka gewesen sein. Über dem Lampenstrahl hinweg trafen sich unsere Blicke. Ich sah Sukos Nicken.

»Also doch die richtige Insel«, sprach ich aus. »Ja, nur haben wir Wikka nicht.«

»Vielleicht kommt sie noch. Hexen sind Dämonen und Geschöpfe der Nacht.«

»Sollen wir hier die Dunkelheit abwarten?«

Ich hob die Schultern. »Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, mein Lieber.«

Sukos Gesicht war anzusehen, daß er davon nicht begeistert war. Ich übrigens auch nicht.

»Und wo sollen wir warten? In der Höhle hier?«

»Nein, an der Maschine. Von dort haben wir den besten Überblick.«

»Wenn dir der Wind nichts ausmacht, bitte«, meinte der Chinese grinsend.

»Wir können uns ja hineinsetzen.«

»Ja, das würde dir so passen.« Suko war aufgefallen, daß ich mich während des Dialogs bewegt und auch herumgesucht hatte.

»Was ist denn?« fragte er mich.

»Ach nichts.«

»Lüg mich nicht an, John. Du suchst nach einem Hinweis auf Jane Collins, stimmt's?«

»Genau.«

»Da wird nichts sein. Es ist überhaupt die Frage, ob sich Jane jemals hier einfinden wird. Wikka kann ganz andere Pläne mit ihr haben. Du mußt dich damit abfinden, gefährlicher zu leben. Sie wird Jane auf dich hetzen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, gab ich kleinlaut zu und verfluchte insgeheim den Umstand, der Jane zu einer Dämonendienerin gemacht hatte.

Plötzlich sah ich das W deutlicher. Nicht weil Suko es mit der Lampe anleuchtete, es strahlte von sich aus. Ein düsteres grünes, unheilvolles Glühen ging von dem Buchstaben aus und warf seinen Schein in einen Teil der Felsenhöhle, so daß unsere Gesichter fahl und gespenstisch wirkten.

Jetzt wollte ich es wissen.

Mit zwei Schritten stand ich vor der Wand, wo das W glühte. Die Kette ließ ich um meinen Hals, als ich das Kreuz anhob und es gegen den unheilvollen Buchstaben preßte.

Sofort verlöschte der Schein.

Und noch eine Reaktion vernahmen wir.

Draußen klang ein gellender Schrei auf.

Ich war schnell wie der Wirbelwind, kreiselte um meine eigene Achse, rannte an Suko vorbei und auf den Ausgang der Höhle zu. Ich

rannte genau in mein Verderben!

***

Ich hatte die geheimnisvolle Höhle noch nicht richtig verlassen, als plötzlich sechs Hände zugriffen. Das ging so schnell und lief mit einer nahezu teuflischen Präzision ab, daß ich nicht mehr dazu kam, etwas dagegen zu unternehmen. Die Hexen erwischten mich wehrlos.

Meine Arme und Beine wurden hochgerissen. Ich wollte mich herumwerfen, doch die Kraft der anderen war zu stark, und ihr Gelächter gellte in meinen Ohren.

Dann zerrten sie mich wuchtig hoch, und sie selbst stiegen gleichzeitig in die Luft.

Vor Furcht stand mein Herz still. Schneller als in unserem Hubschrauber ging es in die Höhe. Ich spürte den scharfen Wind, der in meine Haut biß, hörte das Flattern der Kleidung, riß die Augen auf, die durch den Windzug anfingen zu tränen, und sah vor mir die Hexe mit dem feuerroten Haar, die ihre klauenartigen Hände um meine beiden Fußknöchel gepreßt hielt. Es war schlimm. Meinen ersten Schock hatte ich zwar überwunden, aber in der Lage, in der ich mich nun befand, konnten die Hexen mit mir machen, was sie wollten. Wenn sie mich jetzt fallen ließen, blieb ich mit zerschmetterten Knochen auf dieser einsamen Insel liegen, und nichts würde mich mehr retten. Obwohl ich am liebsten geschrien hätte, zwang ich mich zur Ruhe, bewegte meinen Kopf, und es gelang mir, nach unten zu schielen.

Da lag die Insel. Wir befanden uns etwa so hoch, wie Suko und ich es auch mit dem Hubschrauber gewesen waren. Ich konnte nicht nur die eine Insel sehen, sondern auch die beiden anderen kleinen.

Und ich erkannte den bläulich schimmernden Nebelring, der sich um das größte Eiland gelegt hatte, das Wikka, der Oberhexe, gehörte.

Ja, die Insel hatte den richtigen Namen. Es war eine Hexeninsel. Mir hatte man es auf sehr drastische Art und Weise vor Augen gehalten.

Meine Arme waren so hochgerissen worden, daß ich in den Gelenken an den Schultern Schmerzen verspürte. Rechts und links von mir schwebten die beiden Hexen, die mich an den Handgelenken festhielten. Wenn der Wind manchmal ungünstig wehte, dann flatterte ihre Kleidung und wurde mir ins Gesicht gedrückt, so daß ich sogar den Muff und Moder riechen konnte, der diesen blauen Tüchern anhaftete.

Nicht nur der Wind wehte, jaulte oder pfiff um mich herum, auch noch andere Geräusche vernahm ich. Es war das Triumphgeheul der Hexen. Sie kreischten, lachten und freuten sich auf eine diebische Art und Weise. Endlich hatten sie ihren Gegner gefangen. Er befand sich in ihren Klauen, und sie würden einen Teufel tun und ihn loslassen.

Die Chance gaben sie mir nicht.

Es hatte keinen Sinn, zu zappeln oder auf andere Weise zu versuchen, mich zu befreien. Das war das Schlimmste, was mir passieren konnte.

Die Hexen hatten es verdammt schlau angestellt. Sie hielten mich so umklammert, daß es mir nicht gelang, an mein Kreuz zu gelangen. Zudem wurden sie von dem wertvollen Kruzifix auch nicht berührt, denn durch meine Haltung - es war die Rückenlage - hing die Kette seitlich an meinem Körper, und das daran befestigte Kreuz verschwand in Deckung meiner Achselhöhle. Wann würde ich fallen?

Noch dachten die Hexen nicht daran. Sie wollten ihren Spaß mit mir haben und führten das auf, was man mit dem Wort Hexenreigen bezeichnet.

Hoch über der Insel begannen sie sich zu drehen und gerieten dabei in einen wahren Taumel. Der Kreis ging links herum, ich wurde festgehalten, hörte ihr Kreischen und Lachen, und ein rasender Schwindel packte mich, der auch noch weiterging, als die drei Hexen plötzlich innehielten.

Vor meinen Augen drehte sich alles. Allerdings hatte ich den Kopf schief gelegt und konnte für einen Moment das Gesicht der Hexe sehen, die meinen linken Arm gepackt hielt. Verzerrte Züge. Ein dämonischer Ausdruck in den Augen. Über der Stirn das blonde Haar. Es paßte alles.

Diejenige Person, die mich festhielt, war keine geringere als Jane Collins!

***

John Sinclair war so schnell, daß Suko nicht dazu kam, ebenfalls die Höhle zu verlassen. Vielleicht war es sein Glück, denn er mußte mit ansehen, wie der Geisterjäger von mehreren Händen gepackt und in die Höhe gerissen wurde.

Auch Suko hatte damit nicht gerechnet. Er war ebenfalls schockiert, stand inmitten der Höhle und mußte diese Tatsache erst einmal verdauen.

Die Hexen hatten zugeschlagen.

Und John war in ihre perfekt aufgebaute Falle gelaufen. Sehen konnte Suko ihn nicht mehr, er dachte sich seinen Teil und wollte sich Gewißheit verschaffen, ohne dabei etwas zu überstürzen. Mit gezogenem Schwert näherte er sich vorsichtig dem Höhleneingang und schaute ins Freie.

Er sah nur das graue, häßliche Gestein. Allerdings hatte sich doch etwas getan. Wenn er den Kopf nach links drehte, konnte er über eine flachere Fläche bis hin zum Ufer blicken, und dort sah er einen bläulich schimmernden Nebelring, der seiner Ansicht nach die gesamte Insel umfangen hielt. Wikka hatte vorgesorgt!

Ihr gehörte die Insel. Kraft ihrer Magie war es der Oberhexe zudem möglich, einige Dinge zu manipulieren, wie eben diesen bläulich schimmernden Nebel, der sich um das Eiland gelegt hatte. Wie Suko sie einschätzte, würde sie dafür sorgen, daß niemand ohne ihre Einwilligung die Insel verlassen konnte. Weil er mit sämtlichen Tricks dieser Hexe rechnete, wurde er vorsichtig.

Er kümmerte sich nicht darum, wie es möglich war, daß die Hexen plötzlich die Insel besetzt hielten, für ihn zählte einzig und allein die Tatsache, daß sie überhaupt da waren. Einen Kampf konnte er nicht vermeiden. Das war Suko längst klar geworden. Freiwillig würde Wikka ihre Feinde nicht von der Insel lassen, und der Chinese mußte sich schon etwas einfallen lassen, denn auf John Sinclair konnte er nicht zählen. Im Eingang der Höhle blieb er stehen. Zwei wichtige Waffen hielt er in den Händen. Das Schwert und die Dämonenpeitsche. Daß er die Höhle nicht überstürzt verlassen hatte, erwies sich nun als günstig, denn Wikka griff zu einem Trick und ließ Feuer aus der Luft regnen.

Suko sah plötzlich die glühenden Bälle, die von oben herabfielen und den Boden berührten, wo sie sich ausbreiteten und zu langen Feuerarmen wurden, die wie dünnes Knetgummi wirkten, als sie sich ausrichteten und zum Eingang hin schwenkten. Da schlug Suko zu.

Wieder einmal bekämpfte er Schwarze Magie mit Schwarzer Magie. Schwert gegen Feuerschlange, denn es waren feurige Schlangen, die vor seinem Gesicht pendelten.

Seitlich führte der Chinese die Klinge. Drei Schlangen trennte er mit einem einzigen Hieb in der Mitte durch und lachte auf, als sie zu Boden fielen, schwarz wurden und verdorrten.

Die letzte, die übrigblieb, ignorierte der Chinese, denn er stieß sich ab, huschte nach draußen, lief einige Schritte, stoppte und drehte sich um. Er sah Wikka!

Die Hexe stand über ihm. Auf einem schmalen Vorsprung hatte sie ihren Platz gefunden, eine grünliche Aura umgab sie, und die Hexe hielt beide Arme hoch, wobei sie mit ihren Händen ein Bild festhielt, das den Kopf des Teufels zeigte. Als wäre das Schwert heiß, so heftig ließ Suko es fallen, zog die Beretta und feuerte.

Wikka hatte mit dieser Attacke nicht gerechnet. Um so überraschter war sie, als die Kugel nicht sie traf, sondern das Bild zwischen ihren Händen.

Ein Loch entstand, im nächsten Augenblick huschten grüne Flammen hoch und verbrannten das Foto.

Vor Wut brüllte die Hexe, denn fast hätten ihr die Flammen noch die Finger verbrannt. Suko aber freute sich. Er hatte bewußt nicht auf die Hexe gehalten, denn sie brauchte er als Geisel, damit er John Sinclair freipressen konnte.

»Okay«, sagte er, »die nächste Silberkugel setze ich dir zwischen die Augen, Wikka.«

Die Hexe zuckte zusammen. Ein Zeichen ihrer Unsicherheit. Sie wußte anscheinend nicht, ob sie die Kraft besaß, dem geweihten Silber der Kugel zu widerstehen.

»Was hast du mit Sinclair gemacht?«

Ihr Lachen klang blechern und höhnisch. »Sieh selbst nach oben, dann kannst du ihn erkennen!«

Es war schwer für Suko. Wenn er den Kopf in den Nacken legte, mußte er Wikka aus den Augen lassen. Das gefiel ihm überhaupt nicht.

»Hast du Angst?«

»Nein, aber ich kann mir denken, daß sie ihn hoch in die Luft mitgenommen haben.«

»Sehr richtig. Und sie warten nur auf meinen Befehl, ihn fallenzulassen.«

»Wenn du das tust, erledige ich dich«, erwiderte Suko kalt. Das etwas breite Grinsen der Oberhexe verzog sich zu einem Lächeln.

»Ich habe mir gedacht, daß du so reagieren würdest, aber damit rettest du John Sinclair auch nicht. Ich bin fest entschlossen, ihn hier zu vernichten.«

»Auch wenn du selbst stirbst?«

»Ich werde nicht sterben. Zudem habe ich Unterstützung. Drei Hexen stehen auf meiner Seite, und rate mal, wer sich unter ihnen befindet.«

»Ich weiß, daß es Jane Collins ist.«

»Sehr richtig. Sie ist die Schlimmste von allen. Ich mußte sie direkt zurückhalten, weil sie ihren ehemaligen Freund unbedingt tot sehen wollte. Noch kann sie mit ihm spielen, aber nicht mehr lange, denn ich werde nicht zögern, den Befehl zu geben.« Suko hörte die Entschlossenheit aus ihrer Stimme. Er wußte nicht, wie er sich entscheiden sollte. Warten, schießen? Oder vielleicht aufgeben? Nein, das war nicht Sukos Art. Also griff er zum härtesten, zum letzten Mittel. Er schoß!

***

Freunde, es versetzte mir einen Stich!

Obwohl ich es geahnt und zuletzt auch gewußt hatte, wurde ich durch diese direkte Berührung mit der Wahrheit schockiert.

Jane Collins hatte mitgeholfen, mich in die Höhe zu ziehen. Sie hielt mich umklammert, und sie würde auch nicht zögern, mich loszulassen, damit ich dem Erdboden entgegenfiel und mein Körper zerschmettert wurde.

So und nicht anders sah die Realität aus!

Jane Collins war meine Feindin, und man hatte sie innerhalb des

Hexenreigens als Mitglied akzeptiert. Sie war aufgenommen worden und diente nun Wikka, der Königin aller Hexen.

Ich hatte es eigentlich nicht gewollt, aber ich konnte nicht anders und schrie ihren Namen.

Trotz der uns umgebenden Geräusche hatte sie mich gehört. Sie riß den Mund auf. Ihr Lachen übertönte das Kreischen der anderen Hexen. Es war böses, widerliches Lachen, in dem alles lag, was sie für mich empfand. Abscheu und Haß!

»Hexentanz!« schrie sie dann. »Wir laden dich ein zum Hexentanz, John Sinclair. Der Ripper und die Hexen. Er hat wichtige Verbündete gefunden, das kannst du nur glauben.« Abermals kicherte sie und lachte schrill auf, und die anderen reagierten ebenfalls. Sie drehten sich noch schneller als zuvor. Mir tat alles weh.

Sie müssen sich mal vorstellen, ich wurde ja von diesen drei Hexen an den Gelenken gehalten. Fuß- und Handgelenke preßte man mir zusammen, während sich mein Körper durchbog und mein Gewicht an den Gelenken riß. Das war kein Vergnügen, entsprechend verzerrt war mein Gesicht, auf dem sich die Angst und die Anstrengung abzeichneten.

So rasch wie der Hexenreigen begonnen hatte, so abrupt hörte er auch auf.

Plötzlich standen wir still.

Ich spürte weiterhin die Nachwirkungen der Drehungen, der Schwindel war wie eine gewaltige Wolke, die sich auf mich gelegt hatte und sich nur allmählich auflöste.

Die drei Hexen hielten mich nach wie vor fest. Sie hatten sich allerdings ein wenig gedreht, so daß sie nach unten auf die Insel schauten.

Ich konnte nichts tun, mußte mich völlig passiv verhalten, ich drehte den Kopf ein wenig und strengte mich ebenfalls an, in der Tiefe etwas erkennen zu können.

Der blaue Nebel hatte noch immer seinen Ring um die Insel gelegt. Wikka mußte mit ihm spielen können, aber der Todesnebel eines Solo Morasso war er nicht. Der hätte Menschen als auch Tiere regelrecht aufgelöst, indem er ihnen die Haut wegätzte. Hier spielte der Nebel meines Erachtens nach nur eine zweitrangige Rolle. Wichtig waren die Hexen und vor allen Dingen Wikka, ihre Anführerin.

Sie stand auf einem Felsen. Das konnte ich noch sehen, und wenn mich nicht alles täuschte, mußte dieser Felsen dort liegen, wo wir in der Höhle verschwunden waren.

Wenn meine Augen nur nicht so getränt hätten! Ich mußte mich zu sehr anstrengen, um etwas erkennen zu können, aber ich glaubte unterhalb der Oberhexe Wikka plötzlich Flammen zu sehen, die sehr schnell wieder zusammensanken, und dann erschien eine Gestalt, die

ich gut kannte.

Er hatte die Höhle verlassen, mußte mich auch gesehen haben, doch ich sah keine Reaktion. Dafür wandte er sich der Hexe zu. Die beiden standen sich gegenüber.

Wikka etwas erhöht. Suko tiefer, er mußte zu der Hexe hochschauen, die sicherlich etwas sagte.

Und die Hexen, die mich festhielten? In ihren Gesichtern stand nicht zu lesen, welche Gedanken hinter den Stirnen vorgingen. Zwei von ihnen starrten nur in die Tiefe, während mir Jane Collins hin und wieder einen Blick zuwarf, der an Kälte und Grausamkeit wohl kaum zu überbieten war. Nicht einmal vom Teufel. Was sprachen Suko und Wikka?

Verhandeln sie? Vielleicht um mich? Um mein Leben, das an einem seidenen Faden hing, denn ich befand mich im wahrsten Sinne des Wortes in den Händen der Hexen. Sie brauchten nur loszulassen, dann… Da peitschte ein Schuß.

Bei einer Entfernung wie dieser natürlich schwer zu hören, aber ich hatte Glück, denn der Wind stand ziemlich günstig. Ein dünnes Echo traf meine Ohren, und auch die Hexen hatten den Schuß vernommen, denn sie zuckten zusammen. Für eine schrecklich lange Sekunde hatte ich das Gefühl, nicht mehr festgehalten zu werden, doch es war zum Glück eine Einbildung. Noch…

Denn im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse. Vom Boden der Insel her drang ein gellender Schrei an meine Ohren, ein Befehl, ein Wort, was weiß ich. Verstehen konnte ich nichts. Aber die drei Hexen hatten ihn verstanden. Sie wußten genau, was sie zu tun hatten. Und Jane Collins sprach das aus, was mir so schreckliche Angst bereitete.

»Zur Hölle mit dir, John Sinclair!« Dann öffneten die drei Hexen ihre Fäuste! Ich fiel!

Zeit-und Dimensionssprünge hatte ich schon des öfteren erlebt. Ich kannte das Gefühl des Gleitens, des Schwebens durch mathematisch kaum erfaßbare Räume, das Durchqueren der anderen Welten und die Eindrücke, die ich dabei empfand. Manchmal ein verwirrendes Farbenspiel, das Auftauchen irgendwelcher Monster, deren Weg ich kreuzte.

All das blieb aus.

Dieser Fall gehorchte den Gesetzen der Physik. Hier hatte die Erdanziehung Bestand. Ich würde auf den felsigen Boden krachen und als zerschmettertes Bündel Mensch tot liegenbleiben. Wieviel Zeit blieb mir? Drei Sekunden, vier?

Sie ging so rasch vorbei und war in Wirklichkeit doch so lang, denn in diesen schrecklichen Augenblicken vernahm ich nicht nur das Brausen des Windes, sondern sah auch Bilder. Stationen meines

Lebens zogen in nicht meßbarer Geschwindigkeit vor meinem geistigen Auge dahin. Ich sah mich gegen meine starken Gegner ankämpfen, den Schwarzen Tod, Asmodina, den Spuk. Myxin und Kara lächelten mir zu, und ich sah einen Bill Conolly mit entsetzt aufgerissenen Augen, als könnte er nicht begreifen, was mit mir geschah. Eindrücke, Visionen - mehr nicht. Und keine Hilfe!

Ich traute mich nicht, die Augen aufzureißen, ich wartete nur auf den alles zerstörenden Aufprall, der unweigerlich erfolgen mußte…

***

Suko hatte getroffen!

Die Kugel hieb in Wikkas Körper, aber sie blieb nicht darin stecken, denn die Hexe stand längst an einer anderen Stelle. Sie hatte ihre Magie ausgespielt. Der Gegenstand, auf den Suko gezielt hatte, war ein Doppelkörper gewesen, der verblaßte und verschwand.

Dafür sprach die echte Hexe. Sie stand weiter links von Suko und schaute ihn an.

Abermals hatte sie die Arme ausgebreitet, das lange Gewand wurde angehoben, und der Stoff flatterte im Wind.

»Das also ist dir dein Freund John Sinclair wert!« rief sie. »Du hast den Anfang gemacht, und du wirst auch die Folgen zu tragen haben. Den ersten Schuß habe ich dir gelassen. Nun bin ich an der Reihe. Ich werde den Hexen meinen Befehl geben, damit sie deinen Freund John Sinclair fallenlassen und ich ihn tot vor meinen Füßen liegen sehe. Als hilfloses, zerschmettertes Bündel, an dem ich meine reine Freude habe. Du hast deine Karten verspielt, Chinese.«

Es waren Worte, die Suko hart trafen. Hatte die Hexe recht? War es wirklich ein Fehler von ihm gewesen, so zu handeln? Er konnte es sich kaum vorstellen, denn was hätte er anders tun sollen? Wenn er nicht reagiert hätte, wäre es trotzdem um John Sinclair geschehen gewesen, denn daß Wikka Gnade kannte, damit war kaum zu rechnen. Zu groß war ihr Haß auf den Geisterjäger. In Suko tobte eine Hölle aus Zweifeln. Mußte er sich Vorwürfe machen? Hatte er einen großen Fehler begangen und trug er dann unter Umständen die Schuld an John Sinclairs Tod? Er spürte, daß sämtliches Blut aus seinem Gesicht gewichen war. Die Furcht und die Angst, versagt zu haben, bewirkten diese Reaktion.

Suko dachte an einen zweiten Schuß. Es wäre Munitionsverschwendung gewesen, und mit den anderen Waffen konnte er nichts ausrichten, da Wikka zu weit entfernt von ihm stand.

»Das ist das Ende des Geisterjägers John Sinclair!« rief Wikka höhnisch. »Dreh dich um, Chinese, dann wirst du es sehen!«

Suko, innerlich völlig leergebrannt, tat, was sie gefordert hatte.

»Sieh nach oben!«

Auch das tat Suko. Er wandte Wikka dabei den Rücken zu, gab sich selbst praktisch in ihre Hände und konnte erkennen, daß die drei Hexen, unter denen sich auch Jane Collins befand, ihren Tanz nicht mehr weiterführten und gestoppt hatten.

Sie hatten einen Kreis gebildet und standen in der Luft Und als Suko den Schrei der Wikka hörte, da lief ein kalter Schauer über seinen Rücken, und die Muskeln in seinem Nacken zogen sich zusammen.

Es war ein Befehl.

Die Hexen gehorchten.

Sie ließen den Geisterjäger los.

Wie ein Stein kippte John in die Tiefe, während Wikka den Fall mit einem grellen Lachen begleitete…

Was tun? Vielleicht war Suko tatsächlich anders als die meisten Menschen, bedingt durch seinen Beruf und die Einsätze, die hinter ihm lagen. Jedenfalls schrie er nicht, versteckte sich nicht, sondern handelte plötzlich. Er startete.

»Willst du ihn auffangen?« lachte die Oberhexe hinter ihm und amüsierte sich köstlich.

Nein, auffangen wollte Suko seinen Freund nicht. Aber ihm war eine wahnwitzige Idee gekommen. Eine, die man als verrückt und gleichzeitig sensationell bezeichnen konnte, aber die einzige noch verbleibende Chance.

Ohne daß Wikka es bemerken konnte, hatte er seinen Stab unter der Jacke hervorgeholt. Es war eine kaum bezahlbare Waffe im Kampf gegen die Mächte der Finsternis. Von Buddha sollte er abstammen. In einem tibetanischen Kloster hoch in den Bergen des Himalaya hatte Suko ihn bekommen. Ein magisches Erbe, das die Zeit manipulierte. Wenn er ein bestimmtes Wort rief, dann stand die Zeit für eine Spanne von fünf Sekunden still. Jeder, der sich in Rufweite befand, konnte sich nicht mehr bewegen, nur der Träger des Stabs. Und das wollte Suko versuchen! Während er seinen Blick auf den fallenden Körper des Geisterjägers gerichtet hielt, der dem felsigen Inselboden immer näher kam und größer wurde, hielt Suko den Stab bereits in der Hand, und ein gellender Ruf drang über seine Lippen. »Topar!«

***

Plötzlich war alles anders!

Die magische Wirkung des Stabes hatte voll eingesetzt. Der mörderische Fall des Geisterjägers wurde dicht über dem Grund abgebremst. Es war wirklich im letzten Augenblick geschehen. Suko hätte keine Sekunde länger zögern dürfen, und er rannte auf John Sinclair zu, weil er ihn auffangen wollte, wenn die Zeit verstrichen war.

Suko hetzte über den Felsboden. Seine Waffen hatte er wieder

weggesteckt, da er beide Arme benötigte, um das schreckliche Unheil abzuwenden.

Vier Sekunden waren vorbei. Noch ein langer Sprung. Dann stoppte Suko.

Schluß - die Zeit war um. John Sinclair fiel!

Suko sah ihn riesengroß werden, hatte plötzlich schreckliche Angst, daß er daneben greifen würde, und konnte froh sein, daß die Geschwindigkeit des fallenden Körpers nicht mehr so groß war.

Er spürte den Aufprall.

Obwohl Suko ein starker Mensch war und John Sinclair auch auf seine vorgestreckten Arme fiel, riß ihn diese Kollision von den Beinen.

Er schrie auf, wurde zur Seite geschleudert, umklammerte seinen Freund wie einen lebensrettenden Balken und überschlug sich auf dem harten Felsboden mehrere Male, aber er begriff auch, daß es ihm gelungen war, John zu retten. Das merkte auch ich.

Natürlich hatte ich längst mit meinem Leben abgeschlossen. Ich sah mich noch immer fallen und hatte nicht bemerkt, daß Suko die Zeit anhielt, jetzt aber spürte ich unter mir den harten Boden, die Unebenheiten, die Kanten der Felsen. Diese Schmerzen waren für mich Beweise, daß es mich noch gab, daß ich nicht gestorben war und mit zerschmetterten Knochen auf dem Boden der Insel lag. Und ich sah Suko. Sein Gesicht, schweißbedeckt und verzerrt. Dann prallten wir gegen einen größeren Felsen, der unsere Überschläge stoppte. So blieben wir liegen.

Zwei, drei Sekunden. Wir hörten nur unseren keuchenden Atem, doch im nächsten Augenblick einen ungeheuren Wutschrei, der über das felsige Eiland gellte. Das war Wikka!

Und dieser Schrei bewies uns, daß der Kampf noch nicht beendet war. Er holte uns zurück in die Realität. Wir hatten beide keine Zeit, den Schock der letzten Sekunden zu überwinden, wir mußten kämpfen. Gemeinsam sprangen wir hoch.

Ich wäre fast wieder gefallen, denn es war ungewohnt, festen Boden unter den Füßen zu spüren, deshalb torkelte ich wie ein Betrunkener, während Suko die Beretta hervorholte.

Durch meine Torkelei war ich in die Nähe des Schwertes gelangt. Suko hatte die Waffe abgelegt, ich brauchte mich nur zu bücken und sie an mich zu nehmen. Hinter mir peitschte eine Waffe.

Einen schnellen Blick noch riskierte ich über die Schulter und sah meinen Partner in Combat-Stellung stehen und auf die heranfliegenden Hexen schießen. Auch auf Jane Collins!

Wieso und weshalb die Hexen und jetzt auch Jane Collins fliegen konnten, das war für uns ein Rätsel und würde es auch sicherlich bleiben. Wir mußten uns mit den Tatsachen abfinden. Dabei stellten sich die heranfliegenden Hexen ziemlich geschickt an. Sie flogen nicht

in einer geraden Linie, sondern schlugen in der Luft Haken, so das es für Suko schwer war, sie zu treffen.

Ich sah Jane Collins rechts außen. Obwohl sie eine Hexe war, hatte ich um sie eine schreckliche Angst, daß es Suko gelingen würde, sie mit einer geweihten Silberkugel zu erledigen. Dieses Bild, das ich sah, lähmte meine Einsatzbereitschaft, und Wikka fand Zeit, Gegenmaßnahmen einzuleiten. Sie spielte ihren Zauber aus, arbeitete diesmal nicht mit Flammen, sondern veränderte den Boden der verzauberten Hexeninsel. Ich hörte ein Rumoren, schaute nach vorn und sah, daß gewaltige Brocken auf uns zurollten.

»Weg!« brüllte ich Suko zu.

Der Chinese gab noch einen Schuß ab. Eine rothaarige Hexe brüllte auf. Ihr Flug wurde abrupt unterbrochen, und ich sah, daß sie plötzlich keinen Kopf mehr hatte. Das geweihte Silber hatte fürchterlich zugeschlagen. Wir aber rannten.

Schneller zu sein als die verdammten Felsen, so lautete die Devise, denn es gab nur eine Chance, ihnen zu entgehen. Wir mußten den Hubschrauber erreichen und so schnell wie möglich Höhe gewinnen.

Hinter uns donnerte und krachte es. Eine Wand aus jetzt glühenden Steinen rückte näher und näher. Wikka ließ die Hexeninsel erzittern. Ihre Magie und die der Insel vereinigten sich zu einer nahezu höllischen Stärke.

Wenn wir von den Brocken erfaßt wurden, hatten wir keine Chance zu überleben.

Ich drehte mich nicht um, sondern stolperte und rannte den Hang hoch, der zu unserem Hubschrauber führte. Suko hielt sich neben mir. Zum Glück war uns beiden nichts passiert, als Suko mich aufgefangen hatte. Zwar spürte ich am gesamten Körper Schmerzen, ich würde auch zahlreiche blaue Flecken sowie Prellungen davontragen, aber ich hatte mein Leben nicht verloren. Da spielte das andere überhaupt keine Rolle mehr. Verzweifelt kämpften wir uns hoch, während hinter uns ein Inferno tobte.

Zudem griffen die beiden Hexen an.

Auch Jane Collins kam. Von der linken Seite her nahm sie Kurs auf mich. Im Laufen zuckte meine Hand zur Beretta, aber ich konnte es einfach nicht übers Herz bringen, auf sie zu schießen. So rannte ich weiter und sah plötzlich das Messer des Rippers in Janes rechter Hand. Damit wollte sie mich töten.

Schrecklich verzerrt war ihr Gesicht. Eine grausame Fratze, nichts Menschliches mehr, der Dämon in ihr schlug voll durch. Ich packte den Griff des Schwerts mit beiden Händen und drehte mich ab, so daß ich Jane entgegenlaufen konnte. Ich wollte sie nicht töten, auf keinen Fall, sondern sie nur mit der Waffe erschrecken oder gefangen nehmen. Nur noch wenige Schritte trennten uns, als Jane Collins den

Arm nach hinten drückte, um das Messer als Folge einer weit ausholenden Bewegung zu schleudern. Sollte ich zuschlagen?

Schrecklich war diese eine Sekunde der Entscheidung. Ich warf mich zur Seite, weil ich es nicht fertig brachte. Das verdammte Messer wurde genau in diesem Augenblick geworfen. Für einen Moment hatte ich Angst, daß es trotzdem noch meinen Hals treffen würde, doch ich hatte Glück. Fingerbreit nur fuhr die Klinge zwischen Hals und Schulterknochen an mir vorbei und klirrte gegen die Steine auf dem Boden.

Janes Gesicht zeigte Enttäuschung. Das gleiche Gefühl drückte auch der Schrei aus, den sie mir entgegenschleuderte, dann war plötzlich Wikka da und riß sie weg, bevor wir Gegenmaßnahmen ergreifen konnten. Die Oberhexe riß ihre Dienerin in die Höhe, sie schleuderte sie hoch in die Luft, weg aus dem Gefahrenbereich, so daß Janes blaue Kleidungsfetzen wild flatterten.

»Weiter, John!« Suko brüllte wie verrückt.

Ich achtete nicht mehr auf Wikka, denn Sukos Geschrei mußte einen Grund haben.

Den sah ich am Hubschrauber, denn wir hatten nur noch wenige Schritte zu laufen.

Dort stand die dritte Hexe. Sie sah uns, warf sich herum und riß die Tür der Kanzel auf, um in die Maschine zu steigen. Mit ihren Kräften konnte sie den Hubschrauber zerstören. Das durften wir auf keinen Fall zulassen.

»Meine Waffe ist leer!« schrie Suko.

Meine war es nicht.

Ich zog die Beretta, und als sich die Hexe noch mal umwandte, da feuerte ich.

Zweimal drückte ich ab, und eine Kugel traf. Sie warf die Hexe gegen die offen stehende Ausstiegstür, wobei sie die Arme hochwarf, zu Boden fiel und liegen blieb. Erledigt!

Der Weg zum Hubschrauber war frei. Niemand hielt uns mehr auf. Auch Wikka nicht, denn sie hatte sich mit Jane Collins zurückgezogen.

Beide wußten, daß unsere Waffen zu stark waren, aber sie würden sich etwas anderes einfallen lassen.

Wie zwei Freundinnen schwebten sie dicht nebeneinander über den glühenden Steinen. Wikka wurde wieder von ihrer grünen Aura umwebt, und aus ihrem Haar wuchsen zwei Schlangen - ihr Zeichen.

Nach dem Tod seiner Tochter Asmodina hatte der Teufel sie mit einer starken Kraft ausgestattet. Einer Kraft, die sie auch weitergeben konnte. An Jane Collins zum Beispiel, die wir wahrscheinlich für immer verloren hatten.

Ich stand da wie eine Statue, sah die glühenden Steine, darüber die beiden Hexen, und ich spürte das Brennen in meinen Augen sowie das

heiße Würgen in der Kehle.

Automatisch hob ich den Arm, um Jane zuzuwinken, denn ich konnte es noch immer nicht richtig fassen. Sie schleuderte mir ein diabolisches Gelächter entgegen. Für mich ein Beweis, daß sie nicht mehr auf unserer Seite stand.

»John, es hat keinen Sinn«, sagte Suko und legte mir seine Hand auf die Schulter.

Ich schaute noch auf die Steine, die sich am Hang wie kleine, glühende Kometen ballten. Dann hob ich die Schultern und stieg zusammen mit Suko in die Maschine.

Diesmal flog der Chinese. Als wir gestartet waren und hoch über der Insel schwebten, war von Wikka und Jane Collins nichts mehr zu sehen.

Für mich ging eine Ära zu Ende. Die Ära Jane Collins…

ENDE des Zweiteilers